

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 41 [i.e. 44] (1962)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

71 Aa

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Er erscheint jeden zweiten Freitag
Verkaufspreis 30 Rp.
Auflage über 20 000 Exemplare

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhöfen. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII B Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII B 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Gedanken zum Jahresanfang - Osthandel? - Frauen amerikanischer Präsidenten

Blick in die Zukunft

Neujahrsgedanken über den neutralen Kleinstaat

Von Prof. Dr. Karl Schmid

Es gibt im Ablauf des Jahres ein paar wenige Tage, die von Arbeit und von Sonntagsbetriebsamkeit ganz frei sind. Zu ihnen gehört der Uebergang von einem alten in ein neues Jahr. Wer das Volk, dem er angehört, ernstnimmt, wird an solchen Tagen nicht nur über sich und seine Familie nachdenken, sondern auch über die Nation. Es gibt vaterländische Dinge, die uns alle in gleicher Weise angehen. Zu ihnen gehört die Frage, wie viel unser neutraler Kleinstaat in Zukunft denn wohl noch zu bestellen habe.

Diese besorgte Frage brechen wir durchaus nicht künstlich vom Zaune. Wenn man sich mit jüngeren Schweizern unterhält, wird man dessen inne, dass sie manches diskutieren, woran wir Älteren nicht zu rühren wagten, so die Neutralität unseres Landes. Ja sogar die Weiterexistenz des Kleinstaates. Offenbar hat die Tatsache, dass ihre Gedanken über die Schweiz nicht immer mit den unsrigen zusammenfallen, ihren Grund einmal in einem nichterneren Sinn für die Grenzen, die die Kleinheit der Schweiz ihren Möglichkeiten setzt, und andererseits in einem guten Gefühl, Neutralität sei als alleinige Grundlage für das Verhalten eines Volkes nicht genug. Beides ist ernstzunehmen.

Es kann wohl nicht bezweifelt werden, dass der Wille, ohne jede Anlehnung nach rechts oder links auf allen Gebieten einen eigenen, selbständigen Weg zu gehen, in der schweizerischen Geschichte namentlich der letzten anderthalb Jahrhunderte eine der stärksten Kräfte darstellte. Nun aber ist die Schweiz, wie alle anderen Länder, relativ noch kleiner geworden, als sie es immer war. Die technische Entwicklung hat zur Folge gehabt, dass alle Räume einschrumpften; tag durch diese Staaten werden heute in ein paar Tagen durchfahren, in ein paar Stunden überflogen. Weil die Welt kleiner wurde, sind die Schicksale gemeinsamer geworden; die Welt ist unteilbar, und erst recht sind die Kontinente. Ist das noch Raum für Neutralität und Selbständigkeit? Zeugt es nicht von eherzigiger Verblendung, wenn der Kleinstaat immer noch seinen eigenen Weg gehen und alles selber machen will? Müssen wir nicht erkennen, dass er einfach nicht mehr in der Lage ist, auf allen Feldern ein miniature nachzuahmen, was die Grossen in grossem Stile tun? Hat nicht die Stunde geschlagen, wo die Kleineren sich zusammenschliessen, um etwas Grösseres zu werden?

Viele dieser Fragen sind berechtigt. Wenn nicht alles täuscht, werden sich in naher Zukunft aus den bestehenden Ansätzen weit intensivere Formen der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Zusammenarbeit zwischen den europäischen Staaten herausbilden als bisher. Die Atomwissenschaft und die Reaktor-technik zum Beispiel haben uns vor Augen geführt, dass wichtige wissenschaftliche Institute und technische Unternehmungen nur noch supranational zu errichten und zu unterhalten

Das «Schweizer Frauenblatt» wendet mit dem Jahreswechsel ein volles Blatt, dessen Hauptknoten leider in seiner Existenznot liegt. Diese Feststellung geheim zu halten widerspricht dem Sinn und dem Charakter unseres Blattes und hiesse auch den Anschluss verpassen an die zeitgemässe Weltöffentlichkeit, die unheimlich einerseits, auf der andern Seite aber eine seltene Freiheit der Aussprache gewährt.

Gespräche mit Abonnentinnen und vielen uns wohlgesinnten Leserinnen verraten in deren Fragen — in Einspruch und Vorhaltung — alsozuoft eine Unkenntnis im Zeitungslesen und zeigen leider ein Nichtwissen um den Kampf des Frauenblattes, das weder den Sinn eines Journals noch die Bestimmung einer Tageszeitung hat. Es gehört zur Bilanz an der Schwelle des neuen Jahres, auf das Geleistete zurückzuschauen und allen Leserinnen die jüngste Stufe unseres Werdeganges vorzuführen. Neben erfreulich Erhebendem, könnten uns belastende Not, die Ungewissheit der Zeit, die Interesslosigkeit vieler Frauenkreise, der Kampf um die erforderliche Abonnentenzahl und allerlei Kleinigkeiten etwas lähmen. Aber wir wollen und dürfen nicht erlahmen, denn das «Schweizer Frauenblatt» hat sein gutes Existenzrecht in der geistigen Rangordnung und verlangt nach weiterem Ausbau und intensiverer Prägung.

Die im 1961 durchgeführte Aussprache mit den Vorsitzenden aller wichtigen Frauenorganisationen geht als erfreuliche Begebenheit in die Analen ein. Bekundete Sympathie, Interesse beweisende Kritik und mancherlei geleistete Hilfe haben dem Frauenblatt wohl getan, am meisten aber, als moralischer Markstein, zählt das einstimmige Verlangen nach seiner Weiterexistenz.

Zur Sonderseite «Frauenstimmrecht» gesellte sich das «Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen». Beide, unter eigener Redaktion herausgebende «Zugewandten Orte», stehen beim Frauen-

sind. Wenn selbst viel grössere Staaten sich hier zur Zusammenarbeit bereitfinden, wird es umso eher nötig sein, dass der Kleinstaat auf viele ihm liebgeordnete Formen des «Do it yourself» verzichtet.

Solche Mitarbeit in internationalen Organisationen wirtschaftlicher und kultureller, wissenschaftlicher und technischer Art steht mit der Neutralität nicht im Widerspruch; sie hat nicht die Neutralität zum Gegner, sondern nur einen Mythos der Autarkie, den wir uns tatsächlich nicht mehr leisten können. Wir sind mit den Realisten, die uns in die Kleinheit unseres Staates erinnern, also darin einig, dass diese Kleinheit uns zum Zusammengehen mit den anderen zwingt, wenn wir nicht wirtschaftlich, wissenschaftlich und technisch ins Hintertreffen geraten wollen. Aber wir sind überzeugt, dass wir politisch gerade dann ins Hintertreffen geraten würden, wenn wir uns rasch und unbedacht um eines heute ja noch ganz unbestimmten «integrierten Europa» willen zur Preisgabe der Neutralität entschliessen. Wohl zeichnen sich heute auf wirtschaftlichen und kulturellen Feldern überstaatliche Vereinigungen ab, in denen die Schweiz kraft ihres finanziellen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Potentials Einsitz nehmen und ihre Stimme zur Geltung bringen kann. Aus dem politischen Felde aber ist das noch nicht der Fall. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Schweiz in jenen wirtschaftlichen und kulturellen Vereinigungen deswegen Sitz und Stimme hat, weil ihre Wirtschaft und Wissenschaft «der Rede wert» sind. Es ist vorläufig noch durchaus nicht abzusehen, dass es eine internationale Staatenvereinigung geben könnte, für die die Schweiz als politische Macht «der Rede wert» wäre. Im Gegenteil: was an der Schweiz der Rede wert ist, ist zu einem guten Teil gerade an ihre Neutralität geknüpft. Ein so alter Staat wie die Schweiz glaubt gerne, er sei unentbehrlich; wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben, dass diese (relative) Unentbehrlichkeit der Schweiz vornehmlich in dem Vertrauen begründet ist, das man in ihre Neutralität setzt. Geben wir diese auf, so werden wir in einem grösseren Gefüge eben genau so wichtig oder unwichtig sein, wie es 5 Millionen Menschen für 250 Millionen Menschen sein können.

Nun wird unser Gesprächspartner vielleicht ein-

Zum Jahreswechsel



blatt, in allen Wetterlagen, unter bestem Mieterschutz. Weil aber «aller guten Dinge drei» sind, wachsen unter drei Redaktionen die Bereiche des Frauenblattes an Ausmass und an Kolorit. Wir selbst bedauern sehr, der Zeitung aus finanziellen Gründen nur noch ein 14tägiges Erscheinen gewähren zu dürfen.

Auch der Fa. Mosse AG gehört am Jahresende unser Dank. Sie hat sich der Inseratenaquisition sehr Zuerstreckung angenommen. Die Ernte kann, so hoffen wir, auf unserm guten Frauengrund nur reich ausfallen.

Unsere neue Redaktorin hat sich in Wort und Bild ihrem Leserkreis vorgestellt, mit ihrem reichen Eigensein die Bahn des Frauenblattes eingespurt und steuert unentwegt dem vorgesteckten Ziele zu. Herzlicher Dank sei unserer lieben BWK gespendet, für alle guten Dienste beim Redaktionswechsel. Für das flotte Einvernehmen sprechen die Artikel, die unter BWK auch heute noch in unserem Blatt erscheinen. Besonderer Dank gehört der Buchdruckerei Winterthur AG für ihre gütige Gesinnung und der wohl meist belasteten Frau Wyderko, unserer Administratorin, die das Steuer in sehr klugen Händen hält. Die Präsidentin weiss auch dem Vorstand alterbesten Dank das immer gute «Teamwork», die stete Bereitschaft, dem Frauenblatt zu dienen. Allen Abonnentinnen und Leserinnen, allen Journalisten und Mitarbeitern gehört unser Dank, denen, die an der Werkbank standen, und denen, die unsre Botschaft verstehen und zu schätzen wissen.

Im Sinn des Dankes und der besten Zuversicht begleiten wir Sie, alle im Kreise um das Frauenblatt, mit herzlichsten und besten Wünschen über die Schwelle in das neue Jahr.

Der Vorstand der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»
Die Präsidentin: Olga Stämpfli

werten, auch wenn die dauernde Neutralität, zu der man sich entschliesst und die man behaupten will, vielleicht den besten Dienst darstelle, den wir der guten Sache im Kriege leisten können, so sollten wir doch nicht egoistisch und eherzig nur auf dieses Sonderschicksal im Kriegsfall hin denken und fühlen.

Und da pflichten wir ihm vollständig bei; die Stimme des jungen Herzens hat hier mehr recht als mancher alte Kopf. Der frühere Leiter unseres Politischen Departements, alt Bundesrat Petipierre, hat schon vor vielen Jahren darauf hingewiesen, der Wille zur Neutralität dürfe das Gefühl der Solidarität mit den anderen Völkern nicht unterbinden; diese Formel hat sich eingewurzelt. So sind die Leistungen der Schweiz auf dem Felde der internationalen Hilfsstätigkeit seit dem zweiten Weltkriege beträchtlich gestiegen; es ist an die Aktionen des Roten Kreuzes, an die Pflichten der Schweiz und manches andere zu erinnern. Nun ist neuerdings die sogenannte Entwicklungshilfe stark in den Vordergrund getreten, die Hilfe also an jene namentlich

asiatischen und afrikanischen Völker, die erst vor kurzem ihre Selbständigkeit erlangt haben und nun, oft ohne jeden organischen Aufbau des Staates und seiner Einrichtungen, den Anschluss an die Zivilisation und Technik der westlichen Welt zu gewinnen suchen. Sie bedürfen finanzieller und technischer Hilfe; vor allem aber benötigen sie Experten und Ausbilder auf fast allen Gebieten.

Sicher darf die Schweiz hier nicht beiseite stehen. Die finanzielle und industrielle Kraft unseres Landes versetzt uns in die Lage, etwas zu tun, und auch qualifizierte Experten und Ausbilder können wir zur Verfügung stellen, wenn wir es ernstlich wollen. Was bis jetzt geschehen ist, reicht nicht aus. Was das Volk und der Bund finanziell hierfür aufbringen, ist noch nicht sehr beträchtlich. Vor allem ist auch die Bereitschaft der öffentlichen Verwaltungen und Betriebe, der Privatindustrie und der Schulen aller Stufen, Experten und Lehrer zur Verfügung zu stellen, noch nicht sehr gross. Wir können nicht glauben, dass das in einem Lande, in dem die Militärdienstleistung als Leistung für das Vaterland so willig als selbstverständliche Pflicht empfunden wird, nicht anders werden könnte.

Weder die Neutralität noch die Kleinheit unseres Staates stehen uns bei der Entwicklungshilfe im Wege. Im Gegenteil! In diesem Wettrennen des Westens und des Ostens um die Gunst der Entwicklungsländer haben die Angehörigen des neutralen Landes offenbar ganz besondere Möglichkeiten; wir sollten sie ausnützen. Die Kleinheit unseres Landes und die Beschränktheit unserer Mittel liefern uns nicht die Gründe, um nichts zu tun; aber sie zwingen uns, genau zu überlegen, was wir tun wollen und was wir nicht zu tun vermögen. Es sind gefährliche Illusionen im Spiele, wenn man meint, schweizerische Entwicklungshilfe müsse und könne die Volkswirtschaft ganzer Staaten auf ein höheres Niveau heben. Dazu wären Milliardenbeträge nötig und ganze Bataillone von Fachleuten. Die Schaffung kleiner Institutionen und die Hilfe an überblickbare Gruppen von Menschen müssen für uns im Vordergrund stehen. Dazu reichen unsere Kräfte aus. Wir lieben in unserem Lande das Gotthelf-Wort zu zitieren: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.» Das gilt wohl auch für die Entwicklungshilfe; von denen man geradezu zu sagen versucht ist, in den Schulhäusern müsse beginnen, was ihnen fruchten solle. So kommt es darauf an, dass schweizerischer Einsatz gute, taugliche Keime organischer Entwicklung schafft oder fördert, Sekundar- und Mittelschulen zum Beispiel, die in den meisten Entwicklungsländern nötiger sind als Hochschulen, ferner Lehrwerkstätten und kleine Spitäler. Unser Ehrgeiz sollte dahin gehen, dass an möglichst vielen Orten in der ganzen Welt die Ueberzeugung geschaffen wird: wo die Schweizer arbeiten, wird überlegt und geduldig gearbeitet, und sie wollen nichts anderes, als was sie sagen: uns helfen. Damit leisten wir dem Ruf der Schweiz den besten Dienst.

Solchen Gedanken über die Grenzen und über die Möglichkeiten seines Vaterlandes mag ein Schweizer am Jahresbeginn nachhängen. In tiefer Dankbarkeit gegen Gott wollen wir uns entschliessen, das unsrige zu tun, damit unser Land auch in Zukunft frei bleibe. Seiner Kleinheit und Weltverflochtenheit eingedenk, wollen wir bereit sein zu offener Zusammenarbeit bei allen Aufgaben, deren Lösung die Vereinigung der Kräfte verlangt. Und wir wollen die Neutralität als das auffassen, was sie sein sollte: eine Möglichkeit, die Freiheit zu wahren und das menschliche Rechte nach eigenem Entschluss zu tun. Sie ist keine Fessel, im Gegenteil; sie erlaubt uns das Mittun in ganz besonderer Masse. Freiheit und redliches Mittun; dazu wollen wir uns, jung und alt, in dieser Neujahrnacht von neuem entscheiden.

Gefährlicher Osthandel

Durch die Erklärung von Bundesrat Schaffner hat die Diskussion um den Osthandel neuen Auftrieb erhalten. Die Befürworter reger Beziehungen mit den Kommunisten triumphierten bereits, die Erklärung des Bundesrates sei «eine schallende Ohrfeige für die «demagogischen, verleumdenden, erpresserischen» Feinde des Osthandels.

Nun hat sich freilich Bundesrat Schaffner nur gegen ein staatliches Verbot des Osthandels ausgesprochen. Einem Einfluss auf die Gesinnung des Schweizer Volkes er nicht ausüben, wie er selber erklärt hat. Aber er hat mit so ausserordentlicher Vorsicht gesprochen, dass Missverständnisse unvermeidlich waren.

Auf alle Fälle ändern die Erklärungen des Bundesrates nichts an der Tatsache, dass die Frage des Osthandels eine Frage der Gesinnung ist. Das hat Prof. W. Röpke, Genf, äusserst klar ausgedrückt: «Der Handel mit kommunistischen Ländern ist für uns nicht sehr weit davon entfernt, etwas Ähnl-

ches wie früher der Sklavenhandel zu sein, das heisst, etwas Verwerfliches, etwas Unmoralisches, etwas Anrüchliches.»

Es sind unter anderem die folgenden Gründe, die zur Ablehnung des Osthandels führen müssen: Wer kommunistisch denkt, glaubt an die Weltrevolution, und er wird jedes Mittel einsetzen, das zu diesem Ziele führt. So dient auch der Handel mit dem Westen ausschliesslich dem Zwecke, das Regime zu festigen, den Kommunismus zu fördern und die freie Welt zu unterjochen. Der kommunistische Staat kauft im Westen keine Luxusartikel zur Hebung des Lebensstandards, sondern nur Produkte, die er dringend braucht, um die eigene Wirtschaft in Gang zu halten. So kaufte z. B. die Sowjetunion in den ersten beiden Monaten des Jahres 1961 in der Schweiz zu 96 Prozent Maschinen, mechanische Geräte, Elektromaschinen und Apparate usw.! Mit Recht sagt Prof. Röpke: «Für das kommunistische Imperium handelt es sich darum, sich die produk-



Tunesische Impressionen

Kaïrouan: Teppichknüpferrinnen an der Arbeit. Neben den üblichen Orientwaren sind die Kaïrouan-Teppiche weltberühmt. Eine staatliche Kontrollstelle sorgt dafür, dass nur einwandfreie Qualität in den Handel gelangt. Für einen Teppich in Grösse 2 x 3 Meter knüpfen je nach Muster drei Knüpferrinnen zwei bis vier Monate.
Foto Fasler

tive Kraft der freien Welt nutzbar zu machen, um so eine entscheidende Schwäche des Kommunismus, die Schwäche, die im kommunistischen Wirtschaftssystem liegt, auszugleichen. Durch den Osthandel werden wir in Versuchung geführt, diesen Ausgleich herzustellen und so diesem Imperium über die Krisen hinwegzuhalten und es mit den Höchstleistungen der Technik der freien Welt auszustatten. Dazu kommt, dass die kommunistischen Staaten ohne jede Hemmung die technischen Errungenschaften des Westens imitieren, um Erzeugnisse, für deren Entwicklung gewaltige Anstrengungen notwendig waren, selber herzustellen.

Im Mittelpunkt der kommunistischen Propaganda steht gegenwärtig das Dogma: «Wir sind dem Westen überlegen.» Auch die Völker des Westens sind bereits anfällig für diese Propaganda, denn immer wieder heisst es ja: «Wir sind machtlos gegen die rote Gefahr.» Es liegt auf der Hand, dass der Osthandel diese Propaganda besonders wirksam macht.

Ausserdem macht sich der Westen durch den Osthandel direkt von den Kommunisten abhängig. Wenn unsere westliche Wirtschaft aufgebht wird, um auch noch die Angebote aus dem Osten zu befriedigen, steht es in der Macht der Kommunisten, unsere Industrie von heute auf morgen durch einen Stopp der Bezüge empfindlich zu treffen.

Schliesslich ist daran zu erinnern, dass der Osten jetzt schon durch eigentliche Schleuderpreise die westliche Industrie zu bedrohen beginnt. So fühlt sich z. B. die dänische Sport- und Campingartikel-Industrie bedrängt, weil der Osten die einschlägigen Artikel zu Dumpingpreisen auf den Markt wirft. Nichts kann den Kommunisten gelegener sein als eine Beunruhigung unserer Wirtschaft.

So kommt man zum Schluss: Der Osthandel, wendet sich im Effekt gegen die wirtschaftliche, militärische und ideologische Sicherheit der freien Welt.

Eine Gratulation

Am 30. Dezember 1961 feierte Dr. med. Gertrud Birnstiel, seit Jahren leitende Aezrin der Schweiz. Pflgerinnenschule in Zürich, ihren 70. Geburtstag. Wer je als Privat- oder Spitalpatientin mit Gertrud Birnstiel in Berührung kam, lernte in ihr nicht nur die selten gewissene Aezrin kennen, wohl tat dem Kranken vor allem die warme menschliche Anteilnahme, die ihm in seiner Not und Hilfslosigkeit entgegengebracht wurde. Gertrud Birnstiel bedeutet das Arztsein nicht nur Beruf. Für sie ist es eine Berufung, war es zu jeder Zeit volle Hingabe, nie ermüdende Bereitschaft, an menschlichem Leid teilzunehmen, ein Nichtandernkönnen, als Heiligkeit und Linderung in die Krankenstube zu tragen.

Dr. med. Gertrud Birnstiel arbeitete während vieler Jahre unter Prof. Naegeli in Zürich. Sie wirkte am Kantonspital Winterthur, St. Gallen, an der Wenckebach-Klinik in Wien, im Heart-Hospital in London. Die Lenschwestern der Pflgerinnenschule in Zürich schätzen sie als berufene Lehrerin. Ungezählte einstige und jetzige Patientinnen werden ihrer an diesem Tage in grosser Dankbarkeit gedenken. Dass Gertrud Birnstiel, der immer noch jugendlich Daherschwebenden, Gesundheit und Arbeitskraft noch lange erhalten bleiben mögen, ist ihr — nicht ganz selbstloser — Wunsch.

«Adel ha, heisst, sein bruche la,» schrieb Rudolf von Tavel. Unsere Aezrin gehört zu den wahrhaft Adelligen, die sich, zum Segen ihrer Mitmenschen, bis zum Letzten brauchen lassen. Unsere warmen Wünsche begleiten die bescheidene Toggenburgerin, der unsere volle Bewunderung gilt, ins neue Jahrzehnt.

Oiga Meyer

Zum Rücktritt von Frau Dr. med. Martha Friedl-Meyer*

Chefärztin an der Schweizerischen Pflgerinnenschule mit Krankenhaus in Zürich

Nur ungen und zögernd lassen Behörden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Aezrinnen und Aezrte, die Oberin, die Verwalterin, die Schul- und Abteilungsleiterin und Oberschwester, der ganze Stab des Lehrkörpers, die Hilfskräfte und Schülerinnen ihre hochgeschätzte Chefärztin scheiden, die aus Gesundheitsgründen von ihrem Amt zurücktreten möchte.

Seit über 30 Jahren ist die beliebte, tüchtige Chirurgin mit Spital und Schwesternschule des Hauses verbunden, vorerst als Dozentin an der Schwesternschule, an der sie den jungen angehenden Pflgerinnen einen ausgezeichneten theoretischen und theoretisch-praktischen Unterricht in Chirurgie erteilte. Sie verstand es, die Herzen der Jungen zu gewinnen, sie für den vielfältigen Lehrstoff zu begeistern und ihnen dadurch das Mitgehen und Erfassen zu erleichtern.

25 Jahre wirkte Frau Dr. Friedl als weitherum geschätzte Chirurgin, ihr Fach souverän beherrschend. Ihr Verhältnis zu den Patienten fusst auf Vertrauen und Freundlichkeit; Sicherheit und Wahrheitsliebe kennzeichnen ihre Haltung. Ein Vorbild unandelbarer Pflichttreue für Mitarbeiter wie Untergebene versteht die gefeierte Aezrin den verantwortungsvollen Posten der Chefärztin der Schweizerischen Pflgerinnenschule mit Krankenhaus in Zürich. Gemäss den Satzungen des Frauenwerkes ist diese Stelle einer Frau und Aezrin reserviert. Dies bedeutet für unsere liebe Frau Doktor wohl eine verdiente Ehrung, doch auch vermehrte Verpflichtungen. In einfacher Grösse hat sie sie übernommen und während langen Jahren durch die Forderungen unserer Zeit getragen. Wir alle danken ihr mit allen guten Wünschen für besonnte künftige Tage.

Anna v. Segesser

*Frau Dr. M. Friedl hat für Krankenschwestern und Schülerinnen ein empfehlenswertes Lehrbuch für Chirurgie verfasst, in Zusammenarbeit mit der Chirurgin Fräulein Dr. med. Marie Lüscher FMH, Zürich; erweiterter Ausgabe, 1961. — Verlag Schulthess und Co., Zürich.

Die Frau in der Kunst

Maria Benedetti bringt in ihrem Kunststübchen-Restaurant in Küssnacht (ZH) die 140. Ausstellung unter dem Motto «Paris — vu par les peintres.»

Eliane Michez, schon mehrmals zu Gast im Kunststübchen-Restaurant Maria Benedetti in Küssnacht (ZH), stellt nun dort bei der 141. Schau wieder ihre vielekauften Bilder aus.

Die Partie der Rosina in Rossinis «Barbier von Sevilla» wird am Zürcher Stadttheater in italienischer Sprache abwechselnd von der Koloratursoubrette Reri Grist, einer amerikanischen Farbigen, und dem Mezzosopran Cora Canne Meijer, einer Holländerin, gesungen. Ebenso stehen für die Marschallin im «Rosenkavalier» die Schweizerinnen Lisa Della Casa, jugendlich lyrische Sopran, und Elsa Capelli, aussergewöhnlich Art sowie Maria von Dongen, holländische jugendliche Dramatikerin, zur Verfügung. Diese verschiedenen Vertretungen einer eigentlich festgelegten Rolle haben sich auch auf die anderen Schweizer Theater ausgedehnt: die Altistin des Luzerner Stadttheaters, Dorothy Krebill, hat die erste von der Chansonnière und Operettendiva Tunde Hesterberg kreierten Figur der Leokadia in Weills Oper «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» übernommen, und Hanne Wieder, sonst der Star in Cole Porters Musicals «Kiss me Kate» und «Can-Can», tritt in der von Weills Gattin (und heutiger Witwe) gegebenen Gestalt der Jenny, Songsingend, auf.

Maria Fein, gegenwärtig in der Basler «Komödie» die Titelrolle in Shaws «Frau Warrens Gewerbe» mit durchschlagendem Erfolg verkörpernd, beschäftigt sich in New York, ihrem ständigen Wohnort, mit der Fertigstellung ihres Memoireswerkes, das zugleich einen Überblick über die Entwicklung des europäischen Theaters geben wird. Frau Fein beabsichtigt, das Buch in einem Schweizer Verlag erscheinen zu lassen.

Nach Beendigung ihrer gegenwärtigen grossen Tournee durch die deutschsprachigen Länder mit Shakespeares «Viel Lärm um nichts» wird Maria Becker voraussichtlich ihre nächste Reise an die Bühnen (meist mehr als neunzig) mit Kleists «Penthesilea» unternehmen, welche neben der Elisabeth in Schillers «Maria Stuart» und Goethes «Iphigenie» zu ihren gefeierten klassischen Rollen gehört.

Die grosse Sängerin Maria Ioannu, die beste Zerbina in der «Ariadne» von Richard Strauss und eine der allerersten Koloratursopranen der Welt, feierte eben ihren 70. Geburtstag in Zürich. Die Schweizer Künstlerin zog sich bereits 1932 vom öffentlichen Auftreten zurück, gilt aber noch heute als eines vieler überragenden Vertreterin ihres Faches in unserem Jahrhundert.

Bei seinem Vortragsabend in Zürich «Werke jüdischer Dichter» las Alfred Lohner auch aus den Arbeiten von Margarete Susmann (Zürich), Mascha Kaleko, Else Lasker-Schüler.

Die Neger Sängerin Grace Bumbry hat die vorige Saison des Basler Stadttheaters mit ihrer ausserordentlich eindrucksvollen «Carmen» eröffnet und dann als Eboli in Verdis «Don Carlos» genau solche Zustimmung erhalten. Sie sang dann in Bayreuth die Venus in «Tannhäuser» und später wiederum die «Carmen» an der Pariser Grossen Oper.

Marguerite Jamois, die Direktorin des Pariser Théâtre Montparnasse, inszeniert im Théâtre de France (Odéon), dem Hause Jean-Louis Barraults, Shakespeares «Kaufmann von Venedig».

Arata Osada † — ein Wegbereiter Pestalozzis in Japan

Wieder einmal bin ich über das winterliche Birrfeld gewandert. Mit dem Birrfeld ist für uns immer der Gedanke an Pestalozzi und seinen Neuhof verbunden.

An der Wand der Kirche von Birn, im Angesicht des Grabes von Pestalozzi, hat Prof. Osada seine letzte Ruhestätte gefunden. Die Inschrift über dem kleinen Hügel lautet: «Hier ruht in Erfüllung eines letzten Wunsches die Asche des grossen Pestalozzi-Verehers Arata Osada 1887—1961, Prof. der Pädagogik an der Universität Hiroshima, Ehrenredaktor der Universität Zürich, zum Dank für seine unermüdete Tätigkeit als Begründer der umfassenden Pestalozzi-Bewegung in Japan, als Übersetzer und Herausgeber der Werke Pestalozzis in japanischer Sprache. Dem Freund und Verehrer der schweizerischen Demokratie.»

Eine Gedenkfeier führte uns in die Kirche Birn, wo sich neben den Ehrengästen aus Wissenschaft und Industrie auch die Einwohner und die Schulkinder von Birn eingefunden hatten. Nach dem Orgelspiel schilderte Prof. Dr. Leo Weber von der Universität Zürich in bewegten Worten das Leben des Pestalozzi so verbundenen Prof. Osada, das im Februar 1887 als Bauernsohn in der Stadt Kayano begann und nach mancherlei erfolgreichen Zwischenstufen am 8. April 1961 in Hiroshima an einem Hirnschlag endete. Osada hat durch seine systematische Forschungsarbeit der japanischen Pädagogik einen gewaltigen Auftrieb gegeben. Sein Hauptanliegen aber gehörte Pestalozzi, dem er seine Lebensarbeit widmet hat. Die meisten Schriften Osadas über Pestalozzi sind für die gebildeten Pädagogen geschrieben. In seinem Pestalozzi-Buch von 1957 aber hat er eine entzückende Darstellung von Pestalozzis Leben und Wirken für die japanische Jugend gegeben. Es hat einen eigentümlichen Reiz, in einem mit japanischen Schriftzeichen geschriebenen Buch plötz-

lich die vertrauten Bilder von Alt-Zürich, Stans, Mönchbuchsee und Ierten zu erblicken. Die gewaltige Leistung aber ist die japanische Uebersetzung von Pestalozzis sämtlichen Werken in 12 Bänden. Es ist die Frucht eines 40jährigen Ringens um das Wort Pestalozzi. Ihm lag vor allem daran, das Herz des Volkes für den grossen Erzieher zu gewinnen.

In einem versteckten Winkel der japanischen Alpen wurde im Garten einer Volksschule eines kleinen Dorfes am 6. Februar 1954 eine betinahe 3 m hohe Broncestatue von Pestalozzi errichtet. Es besteht aus der Plan, den Bildhauer Seshu Nishikawa zu beauftragen, eine Broncestatue von Frau Anna Pestalozzi zu entwerfen, wohl die einzige Statue, die ein Volk der treuen und hilfsbereiten Gefährtin Pestalozzi gewidmet hat.

Im Jahre 1941 ehrte der schweizerische Bundesrat den Gelehrten, indem er ihm einen Pestalozzi-Preis zusprach und ihn zum Auslandsmitglied des Pestalozzianums in Zürich ernannte. 1960 ernannte ihn die Universität Zürich zum Ehrenredaktor der Philosophie. Mit den Worten: «Wenn wir nun heute dem Wunsche Arata Osadas, an der Seite Pestalozzis eine letzte Ruhestätte zu finden, entsprochen haben, so bedeutet das uns gleichzeitig eine hohe Verpflichtung. Es soll uns eine Mahnung sein, unsererseits mit dem gleichen Einsatz und der gleichen Liebe Pestalozzis Erbe uns anzueignen und in seinem Sinne an der so notwendigen gegenseitigen Verständigung der Völker zu arbeiten,» schloss Prof. Weber seine Ansprache.

Beschämte wurde man sich bewusst, dass es ausgerechnet ein Gelehrter aus dem schwer geprüften Hiroshima sein musste, der uns mit seinem letzten Wunsche wieder einmal zeigte, was und wer Joh. Heinrich Pestalozzi war.

Das «Schweizer Frauenblatt» grüsst seine Leser und Freunde auf der Schwelle des neuen Jahres und wünscht ihnen ein gesundes, schaffensfrohes 1962.

Eine israelitische Malerin: Anna Ticho

In einem riesigen arabischen Hause mit weiten und hohen Räumen, zu dem man durch einen geheimnisvollen kleinen Garten kommt und das ein paar Schritte von der lebhaftesten Strasse in Jerusalem entfernt liegt, ohne irgendwie von deren Lärm und Unruhe gestört zu werden, wohnt die Witwe des berühmten Augenarztes, der zur Zeit des englischen Mandates Weltgeltung besass. Nun lebt sie umgeben von seinen Sammlungen und mit einem grossen Freundeskreis, eingesponnen in ihre eigene Kunst. Ein Landhaus in den Bergen Judäas, nicht allzu entfernt vom grossartigen Hadassa-Spital, bietet ihr geruhsame Erholung und mit seinem Blick auf eine ungewöhnliche Landschaft auch Anregung, so weit sie das zu ihren inneren Gesichten nötig hat. Wie stark diese in ihr sind, wird uns sogleich klar, als sie uns in ihr Atelier führt und im Neonlicht (denn es ist gegen Abend) ihre Zeichnungen und Graphiken auf die Staffelei stellt. Es sind durchgehende Nachformungen von Gegenden in und um die Hauptstadt des uralten neuen Staates Israel und Köpfe seltener Bevölkerung. Die Ticho sieht das Charakteristische einer jemenitischen Frau, eines galiläischen Bettlers. Die Bäume werden ihr zugleich zu Vögeln, Wolken und Erdmassen, — die Gesichtszüge zu seltsam geschweiften Tieren, verwelteten Blumen oder Blättern. Alle Natur-Schöpfungen gehen zusammen, — die Künstlerin kennt keinen wesentlichen Unterschied zwischen Fauna und Flora. Gesteinswelt und uns atmenden Menschen. Dadurch erhalten ihre an sich mit hervorragender Genauigkeit nachgezeichneten Strassen und Winkel etwas gerade Unheimliches; und das ist erstauulich, wenn man mit der lebhaften, kleinen Dame zusammensitzt, die zu einer höchst gehobenen Gesellschaftsschicht gehört, und dabei von einfacher Lebensart ist. — Es zeigt sich einmal mehr, dass der wahre Künstler eine Welt in sich hat, die er vor der Umgebung (manchmal sogar ganz unbewusst) verbirgt und nur in seinen Arbeiten offenbart. Betrachten wir die kahlen Vorderfronten der nebeneinander geschichteten Häuser mit ihren düsteren Höhlungen, die wie Augen glotzen oder wie aufgerissene Münder sind, oder den Kopf einer bisartig wirkenden Alten, die ebenso wie eine spanische Heze wie eine verkommene russische Bäuerin sein könnte und doch nur eine friedliche Israelitin ist, und blicken wir dabei zu der eleganten Dame, die — klein, zierlich und allgemein entgegenkommend — zu uns spricht, gewöhnt mit den führenden Staatsmännern und den gefeiertsten Kulturträgern zu verkehren, berühren wir das Geheimnis der Kunst an sich und sehen es in einer Frau verkörpert, die dies nicht einmal zu wissen scheint.

Meisten Ausstellern auftaucht. Alice Rudios «Malerei», farbig eigenartig und vielerlei Deutungen zulassend, ist da genau so bezeichnend wie die zwei «Möglichkeiten» Heidi Müllers mit den aufglebten Perlen und Goldstäben. Hier merkt man Kunstgewerbliches im Gegensatz zu den sonstigen Grobheiten auf diesem Gebiet.

Maria Scotonis «Peinture I und III» benutzt den abstrakten Nadelstichismus wie Rösly Bolliger «Hofpartie von Schloss Landshut» sich den Primitiveen ausgiebig; beide haben trotzdem etwas Beunruhigend-Märschenhaftes an sich. Die Zeichnungen Katharina Andreass, die einer eher überholten Richtung zugehörigen Stillleben Brigitte Eryns, das weisliche «Athlet und Mädchen» Erminia Frisches bilden die gewohnten Ausnahmen, wobei man bei der letzten doch auch wieder Spuren von Zwanghaft-Zweideutigkeit findet. Noch viele wären zu nennen, wie Brita Grob-Pauletto (fast dem «Blauen Reiter» nahe stehend), Edith Häfelfinger (deren bezaubernde Farbe Orange sein dürfte), Vera Haller mit ihren sehr eindrucksvollen «Grenzvorstellungen» oder Ruth Jean-Richard mit dem Stoffdruck «Die grosse Mutter», recht archaisch gehalten. Greta Leuzingers reiner Tachismus, die finsterramatische «Baumkrone im Wind» Jeanne Siggas, das Dekorativ-Bühnenmässige Eva Wipfs in sich ähnelnden «blauen» Gärten sind erfreulicher als Ellen Weyls abgemagerte Bronzen, wogegen Elisabeth Zink weniger in dem betinahe grotesken «Singenden» als in der in sich ruhenden «Bäuerin» ihre bildhauerische Begabung aufzeigt.

KÜHLSCHRANKFABRIK **Jamber** AG
Haldenstrasse 27 — Tel. (051) 33 13 17 — Zürich 3
Komplette Buffet- und Officeanlagen, Kühlschränke, Kühlvittrinen, Glaceanlagen usw.

Frauenstimmrechtstag 1962

Am 1. Februar sind es drei Jahre seit der eidgenössischen Abstimmung, die uns das Frauenstimmrecht nicht brachte. Aber es sind auch genau drei Jahre, dass die Waadtländerinnen wenigstens das kantonale Stimmrecht besitzen. Ein halbes Jahr nach jenen denkwürdigen Abstimmungen, im September 1959, bekamen die Neuenburgerinnen es und noch ein halbes Jahr später, im März 1960, die Genferinnen. In diesen drei welschen Kantonen nehmen selber Frauen ganz selbstverständlich an Abstimmungen und Wahlen teil (ihre Beteiligung, besonders bei Wahlen, ist sehr gut) und Frauen betätigen sich mit ebenso grosser Selbstverständlichkeit als Gemeinde- und als Kantonsrätinnen und als Mitglieder öffentlicher Kommissionen. Seit zwei Monaten gibt es 14 Frauen im Parlament der Bürgergemeinde Basel-Stadt und auch hier kann man nur feststellen: die Behörden funktionieren ebensogut wie vorher und die amtlichen Geschäfte werden in ihrem Ablauf weder gestört noch gebremst. Was aber noch mehr zählt: die Frauen mit politischem Bewusstsein können in jenen Kantonen ohne Bitterkeit an die politischen Rechte denken, denn sie haben sie nun zu einem guten Teile auch, und die Männer mit feinem Gewissen brauchen den Frauen gegen-

über kein schlechtes Gewissen mehr zu haben! Warum, so fragt man sich einmal mehr, ist in andern Kantonen nicht möglich, was in den drei Frauenstimmrechtskantonen und in der Bürgergemeinde Basel-Stadt möglich wurde? Die Antwort ist uns natürlich geläufig: es liegt an unserer Demokratie, wo alles und jedes vor die Abstimmung gebracht werden muss, auch das Frauenstimmrecht. Aber da leider bis jetzt eine Mehrheit von Männern sich als nicht reif für das Frauenstimmrecht erwiesen hat, so müssen die ungeschulden Frauen das büssen. Denn, dass die Frauen nicht reif wären für das Stimmrecht, das kann nicht einmal mehr ein Gegner des Frauenstimmrechts behaupten, wenn er bei uns nach Westen blickt. Dass die Zürcherin, Bernerin oder Luzernerin etwa begriffsstutziger sein sollte als die Westschweizerinnen, das dürfte ja dieser selbe Gegner doch auch nicht gut glauben. Bei dieser Sachlage bleibt uns Frauen nichts anderes übrig als nicht zu verzweifeln, sich immer wieder zu wehren, die Forderung nach dem Frauenstimmrecht nie verstummen zu lassen. Der 1. Februar, der Frauenstimmrechtstag, ist eine Gelegenheit dazu. A. V. T.

Veranstaltungen unserer Sektionen am Frauenstimmrechtstag

Da die Frauenstimmrechtsseite schon so früh im Januar erscheint diesmal, sind leider noch nicht von überall her vollständige Angaben erhältlich.

Basel: Kundgebung in der Safranzunft, 20 Uhr 15: «Wann kommt das kantonale Frauenstimmrecht?»

Bern: Kundgebung im Hotel Bristol, 20 Uhr 15. Referentinnen: Madame Favre-Rognon, Kantonsrätin, Neuenburg. Madame Girard, Gemeinderätin, Waadt. Frau E. Vischer-Alioth, Bürgerin, Basel.

Biel: Referat von Gemeinderat König. Wird erst am 8. Februar durchgeführt, da der Referent am 1. Februar abwesend.

Freiburg: Verschiedene Vorträge in Mädchenpensionen sonsten zur «Aufklärung» der Jungen. 20 Plakate werden aufgehängt.

Locarno (deutsche Gruppe): Zusammenkunft der Mitglieder und weiterer Frauenstimmrechtsfreunde. Bändelaktion.

Montreux: Schon am 31. Januar Vortrag von Dr. Trudi Weder «Solidarität unter Frauen». Am 1. Februar siehe unter Waadt.

La Neuveville: Schon am 31. Januar: Doppelvortrag von Madame Groux-Meylan, Gemeinderätin, Waadt, und Madame Favre-Rognon, Gemeinderätin und Kantonsrätin in Neuenburg.

St. Gallen: Referat von Frau Rimondini, Basel, über den internationalen Frauenkongress in Dublin. Im «Schützengarten».

Solothurn: Bändelaktion. Referat.

Tessin: Wahrscheinlich öffentliche Pressekonferenz der kantonalen Vereinigung. Auskünfte an die Presse über die Frauenbewegung und über den Stand der politischen Mitarbeit der Frauen in den drei welschen Frauenstimmrechtskantonen.

Thun: Vortrag von Pfr. Walter Hess, Zürich, im Saal des Kirchgemeindehauses. Anschließend, feiert die Sektion Tee und Gebäck. Bändelaktion.

Waadt: Alle Gruppen im Kanton (Bex, Lausanne, Montreux, Vevey, Nyon, Yverdon) treffen sich zu einem Nachessen in Lausanne um das dreijährige Frauenstimmrecht im Kanton zu feiern.

Winterthur: Programm noch ausstehend.

Zürich: Kundgebung. Genaueres Programm noch ausstehend.

Die erste Sitzung des neuen Weitem Bürgerrates von Basel

Ein harmonischer Auftakt; Misstöne am Schluss

Den harmonischen Auftakt verdankt man Elisabeth Vischer-Alioth, die als älteste der Gewählten am 5. Dezember im Stadthaus die Sitzung des neuen Weitem Bürgerrates zu eröffnen hatte und es mit der ihr eigenen Anmut und Würde tat. Ihr Wunsch, die des Amtes gewohnten Ratsherren möchten den Kolleginnen bei ihren ersten Schritten im Amt behilflich sein, wurde allerdings in einer etwas eigenartigen Weise erfüllt.

Der Schwerpunkt der Sitzung lag auf der Wahl von sieben Mitgliedern des Bürgerrates. Der Bürgerrat tout court ist die Exekutive des Weitem Bürgerrates. Sie wird nicht nach dem Proporz gewählt wie der Weitere Bürgerrat; aber es besteht ein Gentlemen's Agreement, dass ein gewisser Proporz auch bei der Bestellung der Exekutive beobachtet werden solle. Dass die Proporz sich nicht nur auf die Parteien, sondern auch auf die Frauen beziehen würde, glaubte man erwarten zu dürfen, und man dachte, dass eine Frau oder deren zwei im Bürgerrat Einzug halten würden.

Die Evangelische Volkspartei schlug denn auch Elisabeth Vischer-Alioth als Kandidatin vor. Leider aber ist diese Fraktion zu klein, um vom Gentlemen's Agreement profitieren zu können. Doch waren da noch die Sozialdemokraten, die zum Glück ausser ihrem männlichen Vertreter auch eine Frau portierten. Ihr schien die Wahl sicher zu sein.

Was tun, wenn man es verhindern will? Unter Gentlemen ist man um einen Ausweg nie verlegen: man bearbeitete die bürgerlichen Ratsmitglieder, an Stelle der Frau ein männliches sozialistisches Ratsmitglied, das von der Partei nicht portiert worden war, auf den Stimmzettel zu setzen. Das geschah. Unverfahren Leute, denen dieses Vorgehen unympathisch sein mochte, begegnete man mit dem Vorwand: die Sozialistin sei Beamtin in einem kantonalen Department, was sie möglicherweise einmal in einen Pflichtenkonflikt bringen könnte.

Die Sitzung endete mit einem Misston, dem Dr. A. Gerwig, ein junger Jurist, folgendermassen Ausdruck gab: Er bedauere, dass die bürgerlichen Parteien einmal mehr den Wahlorschlag seiner Fraktion durchkreuzt und eine Vertretung der Frauen im Engeren Bürgerrat verhindert hätten. Auch die Berichterstatterin bedauere es, hofft und wünscht aber, dass die Bürgerrätinnen von ihren Kollegen im Laufe der Zeit auch noch anderes als derartige Manöver lernen werden. Georgine Gerhardt

An der zweiten Sitzung 13 Frauen in bürgerliche Kommissionen gewählt

An der zweiten Sitzung sasssen 14 Bürgerrätinnen zwischen den 26 männlichen Bürgerräten. Dr. Marie-Catherine Simonius, Liberal, ist durch die Wahl zweier ihrer «Traktionskollegen in den Engeren Bürgerrat in den Weitem nachgerückt. Es wurden an dieser Sitzung alle Kommissionen der Bürgergemeinde neu bestellt. Der Wetteifer der Parteien,

Was ist Macht?

Aus einem Vortrag von Max Weber, alt Bundesrat: «Demokratisierung der Wirtschaft»*

«Was ist Macht?». Der deutsche Soziologe Max Weber definiert sie als «jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen». Bei allen sozialen Beziehungen spielt Macht irgendeine Rolle, von der sanften, unmerklichen Einflussnahme bis zur Anwendung von Gewalt. Eduard Heimann hat gesagt: «Macht ist die Kraft, die zu jeder Leistung auf jedem Gebiet gebraucht wird. Aber Macht kann auch dazu missbraucht werden, Leben zu unterdrücken und zu vernichten, Irrtum zu schützen und zu fördern. Denn Macht ist Leben, und Leben ist zum Guten wie zum Bösen fähig.» Und in einem anderen Werke hat Heimann geschrieben: «Die unverantwortliche Macht und die sozialen Ungleichheiten, die durch zu grossen Reichtum entstehen, sind mit dem demokratischen Geist nicht vereinbar.»

Also Macht ist im gesellschaftlichen Leben nicht wegzudenken. Aber sie darf nicht zu Unterdrückung führen, und sie darf die Freiheit der Menschen nur so weit einschränken, als das zur Aufrechterhaltung der Freiheit aller Menschen erforderlich ist. Deshalb ist eine Dezentralisierung der Macht anzustreben, soweit das möglich ist. Die Dezentralisierung kann aber nicht bis zum Individuum gehen. Das würde eine Atomisierung bedeuten. Deshalb ist die Gruppenbildung unvermeidlich, und die organisierten Gruppen sind die Verbände. Die Verbände sind häufig der Kritik ausgesetzt. Aber man muss sich bewusst sein, dass die Alternative oft lautet: Verbände oder Staat. Und Staatsmacht ist

Frauen in Kommissionen vorzuschlagen, war bemerkenswert. Sogar in das bis jetzt streng den Männern vorbehaltene Spitalpflegamt ziehen neben zwei Männern, drei Frauen ein. Alles Frauen aus bürgerlichen Parteien übrigens. Den Sozialisten ging dadurch einer von ihren bisherigen zwei Sitzen in dieser Kommission verloren. — In der Bürgerkommission (Einbürgerungen) sitzen in Zukunft gleich 6 Frauen neben nur 3 Männern. Im Waisenhaus ist das Verhältnis unverändert: 2 Frauen, 3 Männer; und zwar sind hier dieselben Frauen gewählt worden, die bereits seit vielen Jahren hier Kommissionsmitglieder sind. Beide gehören dem Bürgerrat nicht an. — Das Fürsorgeamt hat in seiner Kommission — wie das Spitalpflegamt — nun zum erstmaligen Frauen Platz eingeräumt: eine Frau ist neben drei Männern gewählt worden. In der Kommission der Leonhard-Parvovinischen-Stiftung wurde als Vertreterin des Weitem Bürgerrates ebenfalls eine Frau gewählt, und eine kam ins Büro des Rates als Beisitzerin. So sind gesamt 14 Frauen in Kommissionen und Aemtern der Bürgergemeinde gewählt worden. 11 dieser Frauen sind zugleich Bürgerrätinnen. Normalerweise werden die Kommissionen aus Mitgliedern des Bürgerrates bestellt. Aber in der frauenstimmrechtslosen Zeit hat man es bereits einigen Frauen möglich gemacht, wenigstens in den Kommissionen mitzuarbeiten. Sie konnten damals gar nicht in den Bürgerrat gewählt werden. Drei dieser Frauen sind auch heute noch nicht darin, entweder weil sie sich gar nicht zur Wahl aufstellen liessen oder weil sie nicht gewählt wurden. Trotzdem sind sie wieder in ihre betreffende Kommission gewählt worden.

Die Frauen können mit ihren Vertretungen zufrieden sein. Weniger zufrieden sind wohl die Sozialisten, denen man auch diesmal einen Strich durch die Rechnung machte von bürgerlicher Seite aus, in dem — wie oben erwähnt — nur noch einer der zwei bisherigen Vertreter in das begehrte und wichtige Spitalpflegamt Einsitz nehmen konnte. vt.

«Warum nur eine Lehrerin im Zentralvorstand des Schweizerischen Lehrervereins?»

Zu dieser Frage, die auf unserer Seite am 13. Oktober gestellt wurde (vergleichen Sie auch die Einsendung von Helene Speich zur selben Frage auf der Frauenstimmrechts-Seite vom 10. November), schreibt uns der Leitende Ausschuss des Schweizerischen Lehrervereins:

«Die Gründung eines separaten Schweiz. Lehrervereins fällt ins Jahr 1905, in die Zeit, da die Ausdehnung der beruflichen Gleichstellung der Frau mit dem Manne aktuell war. Heute sind es besondere pädagogische Fragen der Lehrerinnen und die Führung des Lehrerrinnenvereins, welche die Hauptaufgabe des Schweiz. Lehrerrinnenvereins bilden. Die meisten der heute noch etwa 1500 Mitglieder sind auch Mitglied des Schweiz. Lehrervereins, der die Vertretung der Belange von Lehrerinnen in genau gleichem Rahmen wie die der Lehrer ausübt.

Um eine gute Koordination mit dem Schweiz. Lehrerrinnenverein zu schaffen, wurde die Abordnung einer Kollegin aus dem Schweiz. Lehrerrinnenverein in unseren Zentralvorstand statutarisch festgelegt.

Die Statuten des Schweiz. Lehrervereins kennen keinen Unterschied zwischen Lehrern und Lehrerinnen. Die letzteren besitzen als Mitglieder genau die gleichen Rechte und Pflichten wie ihre Kollegen. Insofern sich Lehrerinnen zur Vertretung stellen und von ihren Sektionen portiert werden, steht einer Wahl in den Zentralvorstand nichts im Wege. Bis heute erfolgten solche Wahlen mehrmals in die ständigen und temporären Kommissionen des Verbandes. Die Mitarbeit der Kolleginnen in all diesen Gremien anerkannt und geschätzt wird.

Von dieser Art der damalige Interpellant vt befriedigt und hofft, dass auch bald einmal im Zentralvorstand des Schweiz. Lehrervereins ausser der einen Lehrerin aus dem Schweiz. Lehrerrinnenverein noch andere Lehrerinnen einziehen werden.

Zwei Jahre Frauenstimmrecht im Kanton Neuenburg

Stimmeteiligung der Frauen:

13./14. Februar 1960: Abstimmung über die Initiative für drei Wochen Ferien: Es beteiligten sich 24 444 Frauen, d. h. 40 Prozent aller stimmberechtigten Kantonsbürgerinnen.

2./3. April 1960: Abstimmung über die obligatorische Kirchensteuer: Es beteiligten sich 25 490 Frauen, d. h. 51 Prozent der stimmberechtigten Kantonsbürgerinnen.

14./15. Mai 1960: Gemeindevahlen. Stimmeteiligung der Frauen 45 Prozent, d. h. 22 889 Frauen. Es sind seit diesem Datum 63 Gemeinderätinnen im ganzen Kanton: 19 Liberale, 18 Radikale, 4 von der «Parti progressiste national», 11 Sozialistinnen, 1 von der Partei der Arbeit, 2 von der Neuen Linken, 8 von vereinigten Gemeindefeuten.

6./7. Mai 1961: Kantons- u. Regierungsratswahlen: Stimmeteiligung der Frauen 39 Prozent, d. h. 19 276 Frauen. Seither 4 Kantonsrätinnen: 3 Sozialistinnen, 1 von der Partei der Arbeit.

Für den Abstimmungssonntag vom 25./26. März 1961 (vier Vorlagen) habe ich die Stimmeteiligung der Frauen nicht mehr erhalten können, denn die Staatskanzlei macht keinen Unterschied mehr zwischen männlichen und weiblichen Stimmbürgern: es gibt nur noch einen einzigen Wahlkörper von jetzt an: der Volkssouverän, der aus allen Erwachsenen besteht, die das 20. Altersjahr erreicht haben.

Soweit die Aktiven unseres zweijährigen Frauenstimmrechts. Und nun die Passiven:

1. Unsere zwei Ständeräte haben bei der Konvention über das Prinzip «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn» dagegen gestimmt.

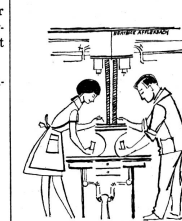
2. Zwar sind bis zu 51 Prozent der Frauen an die Urnen gegangen, wo aber blieben die andern 49 Prozent?

Diese zwei Passivposten müssen verschwinden. Wenn auch die Gleichgültigkeit oder Passivität derjenigen Stimmbürgerinnen verschwindet, die sich bis jetzt noch der Urne fernhielten, so können wir auch eher erreichen, dass das Prinzip «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn» von unsern männlichen Vertretern unterstützt wird. — Wenn die Frauen erkannt haben, dass der Stimmzettel das beste Mittel ist, um die Achtung vor unsern Forderungen, die Achtung für unsere persönliche Würde zu erhöhen, so werden sie sich auch vermehrt an den Abstimmungen und Wahlen beteiligen.

Nach Mitteilungen von M. P. in «Femmes Suisses»

Warum die Forderung «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn?»

Die schweizerischen Frauenlöhne sind allgemein zu niedrig



Da bei der Invalidenversicherung der Anspruch auf eine Rente auf Grund des schweizerischen Durchschnittsverdienstes berechnet wird und der durchschnittliche Verdienst von Frauen wesentlich unter demjenigen der Männer liegt, so ergeben sich grosse — und ungerechte — Unterschiede in der Rentenberechnung bei invaliden Frauen und Männern mit Geburtsgebrechen. Das illustriert folgendes Beispiel:

Die Invalidenversicherung setzt bei Geburtsgebrechen voraus, ein männlicher Versicherter hätte bei normalen Verhältnissen eine Berufslehre absolviert und ein Jahreseinkommen von Fr. 9 200.— verdienen können. Für eine weibliche Versicherte im gleichen Fall wird ein Jahreseinkommen von Fr. 5 500.— angenommen (z.B. gelernter Schneiderin).

Beispiel:

In der Basler Webstube sitzen beide Invaliden am gleichen Webstuhl und verrichten die gleiche Arbeit. Hiefür erhalten beide dieselbe Entschädigung, nämlich Fr. 3 000.— pro Jahr.

Bei der Berechnung der Invalidenrente ergibt sich nun folgender Unterschied:

	Mann Fr.	Frau Fr.
Angenommenes Jahreseinkommen auf Grund einer Berufslehre	9 200.—	5 500.—
Entschädigung der Webstube	3 000.—	3 000.—
Verdienstebüchse zufolge Geburtsgebrechens	6 000.—	2 500.—
Invaliditätsgrad in Prozenten der Einkommenseinbuße	67%	45%

Den gesetzlichen Vorschriften entsprechend erhält volle keine Rente (im Härtefall halbe Rente)

Offensichtliche Diskrepanz.



Es ist ein Brauch in Schulen, Leitartikeln und Antiquitätenläden, die Geschichte des eigenen Landes nach Staatsoberhäuptern einzuteilen. Eine ganze Reihe von Ludwigen bestimmt das Mobiliar der Salons, und Victoria dient für alles Mögliche, von der Ethik bis zur Form der Novelle. Aber die Atmosphäre, die

Ein kurzer «weiblicher» Überblick über die Geschichte der Vereinigten Staaten

Martha Custis Washington war die hübscheste und wohlhabendste Witwe von Virginia, als Freunde sie 1758 dem jungen *George Washington* vorstellten. Sie war so alt wie er, rundlich, klein, mit dunklem Haar und haselnussbraunen Augen, und hatte zwei Kinder. 1759 heiratete sie den grossgewachsenen Soldaten mit dem mathematischen Talent, verwaltete seine und ihre eigene Plantage und besuchte ihn in Valley Forge. Mit 37 Jahren wurde sie First Lady und fand ihre neue Stellung nicht einfach. Nach acht Jahren kam sie sich vor wie eine Staatsgefängnis. Und doch, mit Grazie und Würde begründete sie die Etikette im Hause des Präsidenten. Ihre Haube, die sie zu allen Anlässen trug, war so charakteristisch und berühmt wie die Hüte von Königin Mary.

Abigail Smith Adams wohnte als erste im heutigen Weissen Haus. Für sie war es ein Gefängnis nach den Jahren in Frankreich und am Hofe von St. James, wo ihr Gatte als Botschafter gesamt hatte. Sie war zwar oft in der Gesellschaft geringschätzig behandelt worden, hatte aber auch glänzend Französisch gelernt und ihren kulturellen Liebhabereien gefrönt.

Als praktische Hausfrau hängte sie ihre Wäsche im unvollendeten Ostzimmer auf.

Martha Jefferson Randolph war die Tochter des verwitweten *Thomas Jefferson*. Ihre 12 Kinder, eines davon im Weissen Haus geboren, liessen ihr wenig Zeit für gesellschaftliches Leben. Aber ihr Vater, diplomatisch und demokratisch, meisterte die Situation mit Leichtigkeit und Charme. Manchmal rief er die fröhliche *Dolly Madison* zu Hilfe.

Dolly Madison, geboren als simple *Dorothy Payne*, eine ruhige Quäkerin, war zu ihrer Zeit — und ist es heute geblieben — ein Beispiel für die kluge, witzige, charmante, taktvolle und sichere gesellschaftlich erfolgreiche Frau. Man könnte sie Amerikas erstes glamour girl nennen. Sie leitete den ersten Inaugurationsball, rettete beim Brand von Washington 1812 die Kabinettspapiere und Washingtons Porträt von Gilbert Stuart und half ihrem Mann bei der Herausgabe der wichtigen Dokumente von der Verfassungsgebenden Versammlung. In Washington und Montpellier, ihrem Privathaus, führte sie ein fröhliches und gastfreundliches Zepter. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie weiterhin in Washington, half das Denkmal von George Washington einweihen und schickte die erste Privatnachricht mit Moses' Telegraphenapparat.

Elizabeth Monroe fiel die mühevollen Aufgabe zu, den verbrannten Präsidentenpalast neu einzurichten. Was sie am Anfang besass, war das Porträt von Washington... Sie brauchte ihren ganzen, in den Jahren als Botschaftergattin in Paris verfeinerten Geschmack, um das Haus einigermaßen wohnlich zu gestalten. In Frankreich war es ihr gelungen, Mme Lafayette aus dem Gefängnis zu befreien, die dort auf ihre Enthauptung gewartet hatte.

Im übrigen schockierte Mrs Monroe die Vereinigten Staaten mit französischem Rouge auf den Wangen und Spitzenbesätzen auf den Höschen ihrer Kinder.

Louisa Catherine Johnson Adams, oder war es ihr Mann?, erdrückte alle Fröhlichkeit aus der Amtszeit von Madison und Monroe. John Quincy Adams war ernst und nüchtern in seinem Auftreten als Präsident. Louise gelang es, ein wenig Abwechslung in die Atmosphäre des Hauses zu bringen, indem sie Seidenwürmer züchtete und melancholische Gedichte schrieb.

Rachel Donelson Jackson wäre wohl ein guter Kamerad für «Olt Hickory», wie man ihren vitalen Gatten Andrew nannte, geworden, wenn sie so lange gelebt hätte. Es ging ein Gerücht um, ihr Tod kurz vor der Inauguration sei eine Folge ihrer Taktlosigkeit und ihrer ungnädigen Scheidung von Hauptmann Robards gewesen (sie war «Bigamistin» bis zur zweiten, offiziellen Hochzeit mit Jackson). Ihre kultivierte Nichte, *Emily Donelson*, gab sich alle Mühe, Andrew Jackson aus einem wetterharten Pionier zu einem gesellschaftlich annehmbaren Präsidenten umzumodeln.

Anna Symmes Harrison war von so zarter Gesundheit, dass ihre Schwiegertochter den Präsidenten nach Washington begleitete. *William Henry Harrison* bekam während der Inaugurationsfeier eine Lungenentzündung und starb nach 31 Tagen. *Anna Harrison* hingegen wurde 88 Jahre alt.

Letitia Christian Tyler war schön, aber kränzlich, als ihr Mann anstelle von Harrison Präsident wurde. Kurz darauf starb sie im Weissen Haus. Nach zwei Jahren heiratete der 34jährige Präsident die reizende 24jährige.

Julia Gardiner Tyler, die ihm, wie vorher Letitia, sieben Kinder und viel Glückseligkeit schenkte.

Sarah Childress Polk begann eine Epoche der «Austerität» in der Washingtoner Gesellschaft. Als sie Alkohol und Tanz an offiziellen Anlässen verbot, gelang es nicht einmal der alten *Dolly Madison*, die Luft zu klären. Aber *James Polk* war zufrieden mit seiner Gattin und kompetenten Privatsekretärin.

Abigail Powers Fillmore gab sich Mühe, war aber kränzlich. Sie war Lehrerin gewesen, Millard Fillmore ihr Schüler. Trotz ihrer Gebrechlichkeit lernte Mrs Fillmore Französisch, spielte Klavier und übte dank grosser persönlicher Anstrengung einen gewissen gesellschaftlichen Einfluss aus.

Anders Jane Appleton Pierce, der es nicht gelang, ihren persönlichen Kummer zu überwinden und ihre eigenen Ansichten zurückzustellen. Zuerst einmal opponierte sie erbittert gegen die politische Laufbahn ihres Gatten, *Franklin Pierce*. Dann, als er noch Senator war, starben zwei von ihren drei Söhnen. *Pierce* zog sich eine Zeitlang vom öffentlichen Leben zurück. Als er zum Präsidenten gewählt würde, verfolgte sie das Schicksal weiter: der letzte ihrer Söhne wurde 11jährig das Opfer eines Eisenbahnunglücks auf dem Wege zur Inauguration. *Jane Pierce* erholte sich nicht mehr von diesem Schlag.

Mary Todd Lincoln war Opfer und Ursache vieler stürmischer Kontroversen vor, während und nach ihrem Wirken als Frau von Präsident *Abraham Lincoln*. Man sagte, sie hätte allerlei Ränke geschmiedet, um Madame President zu werden. Auch war sie eine streitsüchtige Gattin, dazu extravagant, zahlte sie doch 2000 Dollars für ihre zweite Inaugurationsrobe. Als Südstaatlerin wurde sie sogar des Verrats gegenüber der Union im Bürgerkrieg beschuldigt. Der letzte grausame Schlag für sie war die Ermordung ihres Gatten vor ihren Augen. Modernen Historikern ist es gelungen, ihren Charakter neu zu beleuchten.

Eliza McCordle Johnson war bescheiden, ruhig und gänzlich unbeeindruckt von der Wichtigkeit ihrer Stellung als First Lady. Ihr Hauptanliegen

war die Wiederherstellung des im Kriege stark vernachlässigten Weissen Hauses. Das gesellschaftliche Leben überliess sie ihrer Tochter. Zwar bestand sie auf den gewohnten Festen, auch als *Andrew Johnson* unter Anklage war. Seine Rechtfertigung erstaunte sie keineswegs und sie fuhr in aller Ruhe fort mit der gewohnten Routine.

Julia Dent Grant war glücklich, im Weissen Hause zu sein und zeigte dies auch überall. Wahrscheinlich waren es die langen Jahre als Soldatenfrau, die sie das Glück der ständigen Anwesenheit ihres Mannes und das Fehlen der Sorge um sein Leben besonders genossen liessen. Sie war immer tadellos gekleidet, stand dem Hauswesen mit Geschick vor und wurde von ihrem rauhen Ulysses, der gern und viel trank und grübelte, unentwegt angebetet.

Lucy Webb Hayes bildete einen auffallenden Kontrast zu den gastfreundlichen Grants. Ihr Übername war «Limonaden-Lucy»: die Hauptstadt war alkoholfrei und der Kongress fromm. Das Kabinett sang Hymnen, die Familie versammelte sich beim Morgengebet. Und doch erinnert eine bis heute beliebte und erfreuliche Tradition an sie: das Osterierollen auf dem Rasen vor dem Weissen Haus.

Lucretia Rudolph Garfield war die Tochter eines Farmers in Ohio, ging aber ins College, ein Ereignis in den 1850er Jahren. Dort traf sie *James Garfield* als Professor für alte Sprachen und Literatur, später Direktor von Hiram College. Ihre gemeinsamen geistigen Interessen wurden in Washington weitergepflegt. Sie waren Mitglied eines literarischen Zirkels, lasen, reisten und diskutierten ständig miteinander. Bei einem Besuch bei seiner kranken *Lucretia* wurde der Präsident ermordet. Es wich nicht von seiner Seite während seines drei Monate dauernden Todeskampfes.

Rose Cleveland war stolz auf ihren Bruder *Grover*. Als er Präsident wurde, legte sie ihre Feder nieder (sie schrieb Gesellschaftsromane) und begab sich nach Washington, um ihm zu helfen. Sobald er sich verheiratete, zog sie sich zurück und wandte sich wieder ihrer bescheidenen Schriftstellerei zu.

Frances Folsom Cleveland war die Tochter von *Clevelands* früherem Partner und mehr als ein Vierteljahrhundert jünger als ihr Gatte. Mit 22 ist sie die jüngste aller Präsidentengattinnen geblieben und war die erste, die dem Lande eine Hochzeit im Weissen Hause bescherte. Es gab viel Geschwätz um diese Heirat, so dass der Präsident seine junge Frau in einem andern Hause unterbrachte, um sie vor der Öffentlichkeit zu schützen. *Frances* war wütend, als *Cleveland* bei der nächsten Wahl unterlag und verkündete den Angestellten im Weissen Haus, sie würden in vier Jahren wieder hier sein. So war es auch: *Frances* und *Grover Cleveland* waren das einzige Präsidentenpaar, das zwei nicht zusammenhängende Amtsperioden erlebte.

Caroline Lavinia Scott Harrison nahm sich des Interims mit viel Charme an. Sie begründete die *Daughters of the American Revolution* und versuchte, das Weisse Haus zu renovieren. Der Kongress gab ihr die nötigen Mittel für die Umgestaltung. Ihr Enkel, *Baby McKee*, war der erklärte Liebling des Publikums, sogar als wegen Scharlach die Quarantine über das Weisse Haus verhängt werden musste. *Caroline* starb in Washington. *Benjamin Harrison* heiratete später ihre Nichte.

Anekdoten stammen von Marie Antoinette oder Prinz Albert. Genau so ist es in den Vereinigten Staaten. Natürlich bestimmen die Präsidenten die Epoche ihrer Amtszeit, aber ihre Damen schaffen die Atmosphäre rund um ihre Person. Fragen Sie nur M. de Gaulle über Mrs. Jacqueline Kennedy aus...



Ida Saxton McKinley war krank, wurde aber von ihrem Gatten tief verehrt. Man meinte damals, ihre Epilepsie sei durch den raschen Tod ihrer beiden kleinen Kinder verursacht worden. Trotzdem stand sie bei manchen öffentlichen Anlässen an der Seite ihres Gatten, gestützt von seiner unveränderlichen Zuneigung und ihrer eigenen Tapferkeit. Beide wurden aus diesem Grunde vom Volke verehrt. Als McKinley ermordet wurde, galt sein erster Gedanke ihr, sein letzter war: «Es ist Gottes Wille; sein Wille, nicht der unsre, geschehe.»

Edith Kermit Roosevelt wurde dank ihrer Haltung, ihrem klaren Kopf und ihrem Sinn für Humor ihrer sechs kleinen Kindern und ihrem draufgängerischen Gatten mit Leichtigkeit Meister. Sie fürchtete sich weder vor «Teddys» Büffel noch vor Allices Hausschlangen. Die «Bande im Weissen Haus», wie die Presse und das begeisterte Volk die junge Familie benannte, sprengte jedenfalls das ehrwürdige Haus nicht in die Luft, sondern erfüllte es mit Lachen und reiner Lebenslust.

An Helen Herron Taft erinnern viele schöne Dinge: sie war Musikerin und gründete das Stadt-Orchester von Cincinnati. Auch die reizenden japanischen Kirschbäume am Washingtoner Seebecken stammen aus ihrer Zeit. Ihr Sohn Robert wurde einer der meistverehrten Staatsmänner Amerikas. Ihr Gatte, William Howard Taft, erreichte das eigentliche Ziel seines Lebens nach seiner Amtszeit, als Oberster Richter am Bundesgericht der Vereinigten Staaten.

Ellen Louise Ason Wilson und ihre drei Töchter beteten ihren gelehrten, feinstimmigen Gatten und Vater, Woodrow, an. Ellen war Künstlerin und richtete sich im Weissen Haus ihr Atelier ein. Aber ihr Hauptanliegen waren die Elendsquartiere von Washington. Bevor sie starb, beschloss der Kongress, die Zustände in diesen Quartieren zu verbessern. Wilson heiratete später die hübsche Witwe

Edith Bolling Wilson, die trotz seinen Bemühungen, sie von allem Unangenehmen fernzuhalten, nie von seiner Seite wich: weder während der Konferenzen in Versailles, der Gründung des Völkerbundes, dessen Ablehnung durch sein eigenes Land noch bei seinem dadurch verursachten Zusammenbruch. Man sagte, sie bedeute die eigentliche Macht im Rücken des Thrones, da sie oft die Dinge nicht bis an sein Krankenlager herankommen liess. Aber solche Gerüchte liessen sie kühl, ihre Liebe galt dem Mann, nicht dem Präsidenten.

Florence Kling Harding teilte mit ihrem Gatten Warren eine düstere Epoche in der amerikanischen Geschichte. Sie war ein paar Jahre älter als er, verwitwet, mit einem Sohn, als er sie heiratete. Damals schrieb er für eine bekannte Zeitung in Ohio und sie unterstützte ihn bei seiner Arbeit. Seine Amtsperiode endete mit einem Skandal. Man sagte sogar, Florence hätte ihn aus Mitleid vergiftet. In dem Theaterstück «The Gang's all here» wird neues Licht auf dieses Präsidentenpaar geworfen.

Grace Goodhue Coolidge tat ihrem Vornamen alle Ehre, im Gegensatz zu ihrem eher düsteren Calvin. Er war gegen ihre Sportbegeisterung — reiten und wandern — und gab die Predigt eines Pfarrers gegen die Sünde mit den Worten wieder: «Er war dagegen». Trotzdem gelang es ihr in Washington, zu geistreichen Parties einzuladen. Eines ihrer Hauptinteressen galt der Taubstummenschule, wo sie zuerst als Lehrerin, dann als Präsidentin des Schulkomitees wirkte.

Lou Henry Hoover war eine Gastgeberin von altem Schrot und Korn. Als ausgezeichnete Hausfrau gab sie Gastmähler für Feinschmecker. Viele historische Gegenstände wurden sorgfältig renoviert, und das Weisse Haus verdankt ihr auch manchen bequemen Sessel! Ex-Präsident Herbert Hoover, immer noch gesund und munter, ist der beste Beweis für ihr hausfrauliches Können.

Anna Eleanor Roosevelt war Teddys Nichte und Franklins Frau. Sie stand im Rampenlicht des öffentlichen Interesses und war eine beinahe so unstrittige Persönlichkeit wie ihr Gatte während seiner Amtszeit als Präsident, aber kaum eine Frau ist von den Amerikanern mehr bewundert und anerkannt worden.

Heute noch ist Mrs. Roosevelt eine auf der ganzen Welt hochgeschätzte, einflussreiche und bedeutende Frau.

Elizabeth Wallace Truman war die Schulkameradin ihres Gatten Harry S. während der ganzen Primar- und Mittelschuljahre. Als er als Major mit schneidiger Mütze und glänzenden Gamaschen aus dem ersten Weltkrieg heimkehrte, feierten sie Hochzeit. Bess Truman lebte in Washington sehr zurückgezogen, aber alle, die ihr begegneten, waren entzückt von ihrer echten Fräulichkeit. Heute ist sie viel glücklicher als Grossmutter und Weltreisende an der Seite ihres immer noch recht hitzigen Ehemannes.

Mamie Dowd Eisenhower war überglücklich während ihrer ganzen Amtsdauer als First Lady, trotz aller ersten Sorgen um Dwight Eisenhowers Gesundheit. Der Grund dafür ist naheliegend: Mamie war immer Soldatenfrau gewesen. Als Madame President hatte sie endlich festen Boden unter den Füßen während acht vollen Jahren, eine fast endlose Zeit für eine ans Ein- und Auspacken, Umziehen und Sich-wieder-igendwo-anders-Niederlassen gewöhnte Gattin. Heute, mit ihrem beliebten, in Ehren von seinen Aemtern zurückgetretenen Mann, mit Sohn und Enkeln um sich herum, ihre «Simpel-fransen» weg von den Titelseiten der Illustrierten, dafür vom Winde von Gettysburg zerzaust, ist sie zufrieden in ihrer — nach den Worten ihres Gatten — immer glücklicher werdenden Ehe.

Jacqueline Bouvier Kennedy — die letzte — ist... die First Lady.

Text und Klischees aus: Swissair Gazette, 9/1961 (übersetzt von hsg.)

An was sich Frauen in der Ehe gewöhnen müssen

Die goldene Wolke des Glücks, die das junge Brautpaar von der Wirklichkeit entfernt, löst sich schon am Morgen nach den Flitterwochen in eine Dampf Wolke auf, die dem Teekessel entströmt. Und der schrille Pfiff des Pfeifmündstücks ist das Startsignal für den berechtigten Ernst des Lebens. Und bald erinnert sich die junge Frau an das, was ihr ihre ältere Schwester nachrief, als sich das junge Paar nach der Hochzeit verabschiedete: «Lass dich nur nicht gleich unterkriegen. Mit der Zeit gewöhnst du dich schon daran!» An was sie sich zu gewöhnen hat, das ahnt die frischgebackene Ehefrau unter Umständen, wenn sie das erste Mal vom

FRISEUR mit neuer Frisur nach Hause kommt. Der teure Gatte erblickt sie und sagt verstört: «Was hast du denn mit deinen Haaren gemacht? Das sieht ja scheusslich aus!» Es hat gar keinen Zweck, ihm zu sagen, dass die Scheusslichkeit der neueste Pariser Haarschnitt ist; dass Sie zum besten Friseur gegangen sind, nur um noch hübscher auszusehen; dass Romy Schneider auch solche Haare hatte und er sie an ihr schick fand... Es hat keinen Zweck, denn er ist der Ansicht, dass Haare etwas Glattes, Weiches, Glänzendes sein müssten. Wenn man sie gewahrt hätte, täte die junge Frau vielleicht das einzig Richtige: den Kopf unter die Brause stecken und die Haare glattbürsten.

DAS NEUE KLEID kann eine ähnliche Rolle in einer Tragikomödie spielen. Es gibt gute Freundinnen, die aufbrausen und sagen: «Du kannst dich doch nicht zum Spielzeug deines Mannes machen! Sei energisch! Wenn dir dies Kleid gefällt, so lass es an ihr doch einfach nicht mies machen! Ausserdem war es ein Modell!» Lassen Sie ihrem Mann die Freude, manchmal bemerken zu können: «Ich habe meiner Frau Geschmack beigebracht!»

LOGIK ist sowieso ein heikles Thema. Wenn Sie auf seinen Satz vom Geschmack erwidern, dass er aber immer von sich sagt: einem müsse der gute Geschmack angeboren sein, so hätten Sie zwar logisch recht, aber dennoch eine Runde verloren. Denn Männer haben einen ganz eigenen Begriff von Logik, der sich von Fall zu Fall ändern kann.

ORDNUNG dagegen wird nach einer einzigen Methode verfochten. Männer, die die Küchenarbeit rationalisieren oder den Wäschschrank methodisch einräumen wollen — «du würdest dann nur die Hälfte der Zeit brauchen, Liebling!» — verwandeln sich vorm Auge der bebenden Ehefrau zu einem Fremden, von dem sie sich nicht mehr vorstellen kann, ihn je geliebt zu haben. Es ist freilich zwecklos, die eigene Art, praktisch zu sein, zu verteidigen. Ueben Sie die alte und hohe Tugend der Selbstbeherrschung.

FREIHEIT ist ein Wort, bei dem die Jungverheiratete mit ihrem Mann eine sonderbare Veränderung vor sich gehen sieht. Sie hat noch seine zärtlich werbenden Worte in den Ohren, hört ihn sich noch glücklich preisen, dass er sie errungen hat. Aber beim ersten Treffen mit seinen Freunden geht es glatt von der Zunge: «Na ja, sie hat mich festgenagelt...» Es hat keinen Zweck, in Tränen auszuweichen. Man sollte sich lieber vornehmen, in etwa zwanzig Jahren seiner Tochter anzuvertrauen, dass Männer immer zuerst auf den Knien ihre Freiheit feilbieten, um im gleichen Moment, in dem ihr Flehen erhört wurde, mit dem Klagegesang um die verlorene Freiheit zu beginnen.



AUTOFAHREN ist eine Eigenschaft, die nur Männer vollendet beherrschen. Selbst wenn ein Verliebter seiner jungen Frau Hebel und Knöpfe vorgeführt hat, wird er eben diese Frau nicht mehr kennen, wenn sie selbst am Steuer sitzt. Dann wird alles, was sie tut oder unterlässt, mit einem «typisch Frau!» kommentiert. Es stört ihn nicht, dass er oft genug betont hat, nur echte und typisch weibliche Frauen zu lieben. Jetzt, im Augenblick der Gefahr, macht er seiner Frau ihr Geschlecht zum Vorwurf. Es hat gar keinen Zweck, an die Statistik zu erinnern, nach der Frauen unfallreicher fahren.

KLATSCH verweisen Männer strikt und streng in die weibliche Hälfte der Welt. Klatsch über seine Freunde findet er taktlos und Klatsch über Fremde langweilig. Es hat gar keinen Zweck, ihn daran zu erinnern, wie er mit seinen Kollegen über die Sekretärin hergezogen ist. Er wird nur hochmütig bemerken, dass man geschäftliche und private Dinge nicht durcheinander bringen dürfe...

GLUECK haben alle Frauen, die eine kluge Mutter hatten, eine Mutter, von der sie das Wichtigste am lebendigen Beispiel gelernt haben: eine Ehe wird nicht glücklich, wenn einer versucht, den anderen zu erziehen. Eine Ehe wird nur glücklich, wenn sich beide trotz der kleinen Unterschiede verstehen und lieben.

Anna Hornegg

(Entnommen der in Stuttgart erscheinenden Monatszeitschrift «Die Welt der Frau».)



Zeichnungen Ilse Beate Jäkel

Frauen in andern Ländern

Man hat an die Hausfrauen gedacht

Rom. Der Ministerrat hat beschlossen, eine AL-
ters- und Invalidenpension für Hausfrauen einzuführen, für jene Millionen von Frauen, die in den
Wänden ihrer bescheidenen Wohnungen alt werden,
meist nach einem Leben voll Arbeit und Aufopfe-
rung.

Nach langem Studium der Angelegenheit — der
erste Entwurf stammt aus dem Jahre 1957 — hat
der Ministerrat das vom Arbeits- und Sozialminister
Sullo vorgeschlagene Dekret überprüft, das in Ita-
lien die «Mutualità pensioni», eine Art Versiche-
rung für Hausfrauen, einführen soll. Die Versiche-
rung ist freiwillig, und die Alters- oder Invaliden-
rente wird den einbezahlten Beträgen angepasst.
Der Anteil der Rentnerinnen wird durch einen Bei-
trag des Staates ergänzt, als eine Art «Lohn des
Flusses», denn es werden dabei jene Hausfrauen
begünstigt, die regelmäßig und pünktlich ihren
Anteil bezahlt haben.

In einigen Tagen werden alle Details über den
Anteil der Hausfrauen veröffentlicht werden. Die
offizielle Ankündigung lautet: «Die Beteiligung an
dieser neuen Versicherungsform ist freiwillig und
garantiert den Hausfrauen eine Alterspension ab
65 oder eine Invalidenrente in jedem Alter, berech-
net auf Grund der eingegangenen Zahlungen und
ergänzt durch eine Zahlung des Staates. Der Anteil
des Staates an der neuen «Mutualità pensioni» soll
während der ersten fünf Jahre zwei Milliarden Lire
pro Jahr betragen» (man darf nicht vergessen, dass
Italien kein reiches Land ist und dass die Regie-
rung zahlreiche schwere Probleme zu lösen hat).

Jede Frau, die mehr als 15 und weniger als 50
Jahre zählt und keine andere Pension in Aussicht
hat, kann sich an die Versicherung beteiligen. Sie
kann den Beitrag, den sie zahlen will, selbst bestim-
men, er muss nur mindestens 1000 Lire betragen.
Das Problem der Hausfrauenversicherung war nicht
einfach zu lösen, handelt es sich doch um eine
grosse und unorganisierte Bevölkerungsgruppe. Ein
erster Schritt zu einer elementaren sozialen Ge-



rechtigkeit ist gemacht; Millionen von Familien
werden damit beruhigt. Nun liegt es an den Haus-
frauen, die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Soli-
darität, der Mitarbeit zu erkennen.

m. a. Loschi
(übersetzt von hsg)

Die Stellung der Frau in einer sich wandelnden Gesellschaft

Das Ausserministerium von Israel lud diesen Som-
mer über 60 Frauen aus Asien und Afrika zu einem
sechswöchigen Seminar nach Haifa ein. Manche von
ihnen waren Parlamentsmitglieder oder gar Minister
in ihrem eigenen Land, oder Lehrerinnen, Erzieherin-
nen und Sozialarbeiterinnen von nationaler Bedeutung.
Sie kamen aus Burma, den Philippinen, Indien, Thailand,
Ghana, Kenya, Senegal, Sierra Leone, Nigeria, Uganda,
Tanganyika, Dahomey, Kongo, Äthiopien, Kamerun.

Es wurden Vorträge und Diskussionen über die vie-
len Aspekte im Leben der modernen Frau gehalten:
Erziehung und Familie, Industrialisierung und Fa-
milie, die Stellung der Frau in Familie, Gemeinschaft
und öffentlichem Leben. Die Organisation versuchte
anhand dieser Diskussionen und von Studienfahrten
kreuz und quer durch Israel zu zeigen, wie Israel alle
diese Probleme anpackt. Betont wurde vor allem die
Notwendigkeit einer höheren Bildung für die jungen
Frauen, die die künftigen Generationen erziehen wer-
den. Frau Golda Meir, Ausserminister von Israel, sprach
in ihrer Eröffnungsrede von der Frau, die auf jedem
Gebiete ein aktives Element darstellen sollte; es genügt
nicht, dass man ihr die Steine aus dem Weg räumt,
sie muss die Vorteile, die man ihr bietet, auch ausnutzen,
ihre Persönlichkeit formen und der Gemeinschaft
dienen.

Es gab genügend Zeit für ungewundene Gespräche
zwischen den Teilnehmerinnen, wobei jede die beson-
deren Probleme und Fortschritte in ihrem eigenen
Land schildern konnte. Damit bereicherten sie einer-
seits das Seminar und brachten andererseits viele neue
Ideen mit nach Hause, die in dem auf dem Gebiet
der Frauenemanzipation führenden Israel bereits ver-
wirklicht sind.

Zusammengefasst und übersetzt von hsg aus einem
Artikel von Erika Gidron.)

Das wunderbare «Hobby» der Pat Tanner

In Markham Township, unweit von Toronto, lebt
eine freundliche Dame, Pat Tanner mit Namen, die
ein wunderbares «Hobby», ein in seiner Art wohl ein-
zigartiges Steckenpferd reitet. Mrs. Tanners «Hobby»
ist, Freunde für jene zu finden, die sie suchen.

Das mag ein wenig geheimnisvoll klingen, doch
das ist das Steckenpferd der Kanadierin wahrlich
nicht. Mrs. Tanner, eine Grossmutter übrigens, leitet
ehrenamtlich das Overseas Correspondence Depart-
ment der United Nations Association.

Im Keller ihres Hauses hat Mrs. Tanner ihr «Bü-
ro». Hier arbeitet sie fünf Stunden lang, fünf Tage in der
Woche — und bloss, wenn der Briefeinfahrt zu gross
ist, helfen ihre Freundinnen ein wenig aus. Und über
Arbeitsmangel kann sich die freundliche Dame aus
Markham Township wahrlich nicht beklagen, hat sie
doch allein im letzten Jahre nicht weniger als 6000
Korrespondenzfreunde — «Pen Pals» nennen es die
Kanadier — gefunden.

Of werden Ersuchen um Korrespondenzfreunde in
Kanada von den Gesandtschaften, von Konsulaten
oder von der UNESCO an Mrs. Tanner weitergeleitet.
Die meisten Bitten um «Pen Pals» kommen nun von
Jugendlichen, und oft senden Schulen oft seitenlange
Ansuchen, doch Korrespondenzfreunde in weiter
Ferne für sie zu finden.

Dank dem «Hobby» der Mrs. Tanner, über das die
kanadische Presse nicht selten mit Worten des höch-
sten Lobes berichtet, korrespondieren Kanadier mit
nicht weniger als 49 Ländern. Am häufigsten werden
«Pen Pals» in Frankreich gesucht, was kaum ver-
wunderlich ist, wenn man berücksichtigt, dass Ka-
nada eine «zweisprachige» Nation ist. Unter jenen,
die sich an Mrs. Pat Tanner wenden, wenn sie Kor-
respondenzfreunde in der weiten Welt suchen, befin-
den sich Eskimokinder, Bewohner der Prarie und
Kanadier, die in Orten leben, deren Ufer von den
Wassern des Atlantik oder des Pazifik bespült wer-
den.

Ueber «Kunden» hat sich Mrs. Tanners Overseas
Correspondence Department nicht zu beklagen. Je-
der Kanadier, der ihr ein frankiertes Retourcouvert
und 10 Cents sendet, erhält von ihr Namen von Kor-
respondenzlustigen in drei Ländern. Und wenn irgend-
einmal (auch das mag vorkommen) keine Antworten
eintreffen, werden «gratis und umsonst» weitere
Adressen zur Verfügung gestellt.

Die meisten Steckenpferde machen gewöhnlich
bloss ihren «Reitern» Freude. Bei Mrs. Pat Tanners
«Hobby» ist das ein wenig anders. Es macht ihr
Freude andere Freude zu machen und ihnen zu hel-
fen, Freunde zu gewinnen. W. Jelen, Kanada

Frankreich

Mlle Marguerite Haller, «conseiller» am Appella-
tionsgericht, ist die erste Frau in der Geschichte
des französischen Richterstandes, die die Eröffnungs-
rede zum Beginn eines Gerichtsjahres halten durfte,
und zwar am Appellationsgericht von Douai. Ihr
Thema war: «Die Frau in der Magistratur.» m. a. l.

Neue Wege

Eine neue Laufbahn steht den Italienerinnen of-
fen: ein zweijähriger Kurs in Diätetik für zukünf-
tige Diätassistentinnen wird mit Bewilligung des Ge-
sundheits- und des Erziehungsministeriums von
der Abteilung für Ernährung im Landwirtschafts-
ministerium organisiert. Es handelt sich um einen mo-
dernen, interessanten und praktischen Beruf, in
dem sich die Frauen besonders bewähren können. m. a. l.

Der schweizerische Standort

BWK. Den schweizerischen Standort in den
grundsätzlichen Auseinandersetzungen der Gegen-
wart zu bestimmen, war Nationalrat Peter Dür-
renmatt, Chefredaktor der «Basler Nachrichten»,
von der Frauengruppe für Aufklärungs-
arbeit im Kanton Zürich und der
Zürcher Frauenzentrale beauftragt wor-
den, welcher keineswegs leichten und jedenfalls
sehr verantwortungsvollen Aufgabe der bekannte
Zeitungsman und Politiker in der dichtbesetzten
Aula der Zürcher Universität in eindrücklicher
Weise gerecht wurde.

Auf drei verschiedenen Ebenen werden mit
einem System, dem sich schon beinahe eine Mil-
liarde Menschen zu beugen haben, Kontakte un-
terhalten, solche diplomatische, wirtschaftlicher
und kultureller Art. Der Westen war in die diplo-
matischen Beziehungen in dem Sinne bereit, als
man auf eine Lockerung im System des Sowjet-
kommunismus, der die Weltrevolution im Programm
hat, hoffte.

Die wirtschaftlichen Kontakte bezeichnet Na-
tionalrat Dürrenmatt offen als etwas vom Ab-
stossenden, das es gibt, wenn man bedenkt, wie
wenig der Krenl auf Gegebenheiten Rücksicht
nimmt, wenn er das Programm seiner Politik dem
Westen gegenüber erfüllt. Vielleicht ist just dies
Vorstellen eines wirtschaftlichen Vorteils west-
licherseits mit einer der Gründe für das Zwi-
schen, mit dem der Osten reagiert. Trotzdem hier
noch eine letzte Brücke der Verbindungen zwi-
schen Westen und Osten besteht, müsste von Grund
auf dieses ganz bestimmte Problem prüfend un-
ter die Lupe genommen werden.

Was die kulturellen Kontakte mit Sowjetrus-
land betrifft (über jene, die sich auf sportlichem
Gebiete ergeben, sprach der Referent was nicht
nicht), ist die Grenze zwischen jenem der reinen
Kunst und jenen des möglichen gegenseitigen Ge-
sprächs zu ziehen. Da sich das System der Kunst
als Alibi bedient, gelangen künstlerische Darbie-
tungen propagandistisch nach dem Westen. Das
System, das die Menschenwürde missachtet, sie mit
Füssen tritt, soll uns nicht Kunst darbringen. Wenn
es nun aber im Hinblick auf gegenseitige Verständ-
igung im Gespräch möglich wäre, Kontakte des
ethischen und offenen Gedankenaustausches zu pfle-
gen, hätte eine derartige Konfrontation einen Sinn.
Wir müssen uns (der Referent spielte auf Vor-
kommnisse während der Rencontres Internationales
in Genf an, da an russische Gäste keine politischen
Fragen gerichtet werden durften) auf eine härtere
Haltung besinnen und diese konsequent durchfüh-
ren.

Der Referent nahm auch den in die Auseinander-
setzung West-Ost hineingezogenen Freiheitskampf
der Kolonialvölker und damit die Hilfe der Schweiz
an die Entwicklungsländer objektiv und ernsthaft
unter die Lupe, wobei er die immer wieder auftau-
chende Frage, ob unser Land den Vereinigten Natio-
nen beitreten sollte, verneinte.

Schliesslich rief er zu entschlossenem Abwehrwil-
len auf, ebenso zur Kontaktnahme mit den europä-
ischen Völkern, denen wir unseren absoluten Ver-
teidigungswillen demonstrieren müssen. Wie missch-
erkennt, dass innerhalb der riesengrossen Welt-
raum-Dimensionen das Kleine Bedeutung hat.
Gewöhnen wir uns das Selbstmitleid ab! Wir müs-
sen — als Nation, wie als einzelne Menschen —
bestehen, das tun, was uns aufgetragen ist. Immer,
sei Generationen, ist die Schweiz ein Wagnis ge-
wesen. — Anhaltender Beifall dankte dem Referen-
ten, den mit nicht minder entscheidenden Worten
Frau A. Büchi-Sauter namens der Frauengruppe
für Aufklärungsarbeit zu Beginn des Vortrags ein-
geführt hatte.

Unsere Leserinnen äussern sich

Dürfen wir Mütter auch etwas sagen?

In Nr. 36 des Frauenblattes schreibt eine Welt-
Organisation der Mütter: «Es geht einfach über sie
zum Beweisen, dass der einzige Einfall unserer Män-
ner, unserer klugen Männer, wieder nur Militär
und Waffen sind, mit denen sie sich gegenseitig drohen.»
Im gleichen Artikel wird bedauert, dass die Staats-
männer des Westens nicht mit Herrn Ulbricht spre-
chen wollten.

Weshalb der Westen ausgerechnet mit Ulbricht,
dieser ostdeutschen Marionette Moskaus, freundli-
che Gespräche führen soll, ist unverständlich. Sein
Deutsch ist nicht unser Deutsch, Frieden heisst in
seinem Munde etwas ganz anderes als wir darunter
verstehen, nämlich Unterwerfung unter den Bol-
schewismus. Die Aeusserungen jener Welt-Organ-
sation verraten eine erschreckende und gefährliche
Naivität, weil sie der Illusion anhangen, mit guten
Worten könne man verbundene Ideologen von ihrem
Vorhaben abbringen. T. G. Bern

Die Frauenvereine berichten

Aargauische Frauenszentrale

Eine festliche Besichtigung der neuen Frauen-
schulen in Brugg verbanden die Aargauerinnen mit
ihrer herbstlichen Delegiertenversammlung. Den
170 Teilnehmerinnen wird dieses Ereignis eine
freudige Genugtuung bereitet haben, denn an dem
Ausbruch der kantonalen Frauenstellen wirkten
zwei Männer drei Frauen der drei Seminare
nebst mit. Unter einem alten Dach, das Gebäude
diente sechzig Jahre als landwirtschaftliche Winter-
schule, sind in harmonischer Weise nun die drei
kantonalen Seminarien für Arbeitslehrerinnen, Kin-
dergartenlehrerinnen und Hauswirtschaftslehrerinnen
vereint. Nach einer Begrüssung durch den Erzie-
hungsdirektor, der die Mitarbeit der Frauenszentrale
würdigte und über die weiteren Bauphasen orien-
tierte, hielten die Rektorinnen der drei Seminare
Kurzfederate. Ueber die im Nebengebäude dem frü-
heren Rektoratshaus, eingezogene Landwirtschaft-
liche Haushaltungsschule gab der Leiter des gesam-
ten Schulkomplexes Aufschluss. Des Lobes voll wa-
ren die Frauen bei der abschliessenden Besichtigung
dieses Frauenberuf-Zentrums, das zu einer echten
Stätte weiblicher Kultur geworden ist. G. W. H.

Entwicklungshilfe

Vom 9. bis 11. November hielt die Nationale
Schweizerische Unesco-Kommission den ersten ihr
programmatischen Informationskurs, erfreulicher-
weise für Frauen der ostschweizerischen Kanto-
ne Appenzel, Glarus, Graubünden, St. Gallen,
Thurgau. Die Einladungen waren über die bezeich-
neten Frauenzentralen erfolgt, welche auch den
prächtigen Tagungsort, «Kurhaus Landegg», an der
Dreiländerecke über dem Bodensee ausgesucht und
die Vorbereitungsarbeiten besorgt hatten.

In die Ausführungen über Aufgabe und Tätig-
keit der Unesco im ganzen und einzelnen teilten
sich: Dr. Marianne de Franz, Leiterin des Do-
kumentationszentrums der sozialwissenschaftlichen
Abteilung, am Sitz der Unesco in Paris; Prof. Dr.
Ernst Boesch, Experte der Unesco für Kinderpsy-
chologie und Schulung; Dr. Jean-Baptiste de Weck,
Generalsekretär der Nat. Schweiz. Unesco-Kom-
mission, Bern. So stellten sie gemeinsam ein gewalti-
ges Bild dieser internationalen Organisation dar.

Die «United Nations Educational, Scientific and
Cultural Organisation» hat ihren Hauptsitz in einem
wertschätzigen, modernen Gebäudekomplex in Pa-
ris. Zirka 900 Mitarbeiter (darunter 12 Schweizer)

bewältigen hier, nach einem von den 101 Mitglie-
dstaten angenommenen Programm, die planende
Arbeit für Erziehung, Wissenschaft und Kultur auf
der ganzen Erde. Jeder Hauptzweig hat viele Neben-
zweige. Andere internationale Organisationen, wie
internationales Arbeitsamt, FAO u. a. stehen in en-
gem Kontakt mit der Unesco.

Die Teilnehmerinnen verliessen den schönen
Ort, an dem ihnen geistig viel geboten worden war,
mit Dank an das Schweiz. Generalsekretariat der
Unesco und an alle, welche den Informationskurs
bestritten oder sonstige zu dessen Gelingen beigetra-
gen hatten. Aber auch mit dem festen Vorsatz,
etwas im Sinne der Unesco zu tun, sei es durch
Ankauf von Geschenkscheinen, durch Aufnahme
farbiger Studenten, Studentinnen oder Werkleh-
rungen, durch Unterstützung der Wanderausstellungen
und anderer Unternehmungen im schweizeri-
schen Raum oder in der Weltorganisation, oder so-
gar durch vollen Einsatz in ein Arbeitsgebiet. Dr. L.

Rotkreuzschwestern werden diplomiert

BWK. Im Rahmen einer von Musik- und Gesangs-
vorträgen umrahmten Peter konnte die Oberin der
Schwesternschule vom Roten Kreuz, Zürich-Flun-
tern, A. Haus, kürzlich in der Französischen Kirche
in Zürich zwölf Schwestern das Diplom überrei-
chen, das sie zur Ausübung des Berufes in der
Schweiz und im Ausland berechtigen wird. Sowohl
die Oberin wie Pfarrer H. Albrecht wandten sich an
die ihren Dienst am kranken Menschen als be-

ruflich gründlich ausgebildete Schwestern nun an-
tretende Diplomandinnen mit dem Hinweis auf die
Notwendigkeit, das Menschliche und Mütterliche
zu hüten und auf die Pflege lebendigen Menschen-
tums bedacht zu sein.

Erfreulicherweise haben sich zahlenmässig wieder
mehr junge Töchter dem Schwesternberuf zuge-
wandt, so dass z. B. der erstsemestrige Kurs der
Schwesternschule vom Roten Kreuz in Zürich von
33 Schülerinnen besucht wird. Sie erhalten Unter-
richt in Anatomie, Physiologie, Biologie, Bakteri-
ologie, Krankheitsbeobachtung, Psychiatrie, über ver-
schiedene Krankheitsgebiete, in Fürsorgefragen und
Arbeitsamtsdienst und arbeiten praktisch auf den
Abteilungen des Krankenhauses vom Roten Kreuz,
Zürich-Fluntern, und des Kantospitals Zürich so-
wie später auch im Stadtspital Waid, Zürich, und
im Kantospital Winterthur, wobei sie durch klini-
sche Schulschwester systematisch in die Pflege
eingeführt werden. *

Am 1. Dezember ist das «Konsumtinnenforum»
der deutschen Schweiz und des Tessin gegründet
worden, das in Zusammenarbeit mit den «Consum-
atrices romandes» praktische Konsumentenfragen
verfolgen und die Konsumentinnen informieren wird.
Zahlreiche Frauenverbände beteiligen sich daran.
Zur Präsidentin wurde Frau Yvonne Rudolf-Benoit,
Solothurn, gewählt.

Ehrenbürgerrecht für eine Lehrerin

ag In der Gemeinde Remigen im Kanton Aargau
hat die Einwohnergemeindeversammlung der lang-
jährigen Lehrerin, Fr. Ida Fischer, gebürtig von
Aarau, in Anerkennung ihrer grossen Verdienste um
die Erziehung der Jugend das Ehrenbürgerrecht ver-
liehen. Fr. Fischer hat während bisher 36 1/2 Jahren
in treuer Pflichterfüllung in Remigen Unterricht er-
teilt.

Stricken Sie Ihren Skipullover selbst!

Neue Wolle - moderne Farben!
Fachmännische Strickanleitung erteilt:
Frau A. Ackermann, Strickstube
Chur, Obere Gasse 11



Prompter Postversand
nach auswärts
Telephon (081) 2 18 79

Veranstaltungen

SCHWEIZ. VERBAND DER AKADEMIKERINNEN
SEKTION ZÜRICH
Einladung zur Monatsversammlung
auf Mittwoch, den 10. Januar 1968, 20 Uhr,
im Lokale des Lyceumclubs,
Rämistrasse 28, Zürich I.

Plauderei von Fräulein dipl. arch. Berta Rahm
«Architektonisches aus den USA»

LYCEUMCLUB ZÜRICH

Programm des Lyceumclubs im Januar 1968
Montag, 8. 17 Uhr: Heltet Dichtungen aus den
Werken von J. V. Widmann, vortragen von Alfred
Löhner, Schauspieler.

Montag, 15. 17 Uhr: Im Rahmen der UNESCO
Vortrag von Herrn Dr. Uri Naor, Generalkonsul von
Israel, «Israel, ein Staat im Mittelosten» mit Ton-
film.

Montag, 22. 17 Uhr: Konzert- und Opernduette.
Ausführende: Silvia Staub, Sopran; Dusan Pertot,
Tenor; Marianne Wreschner am Flügel. Werke von
Schubert, Schumann, Brahms, Chausson, Rossini,
Donizetti, Mozart.

Montag, 29., 14.30 Uhr: Jahresversammlung. (Nur
für Mitglieder.)

SCHWEIZ LYCEUM-CLUB GRUPPE BERN

Theaterplatz 7, II. Stock
Veranstaltungen im Berner Lyceum-Club im Monat
Januar 1968

Samstag, 13. Januar, 17.15 Uhr: Literarische
Stunde am Kamineufer. Hektor Küffer und Nino
Müller lesen aus eigenen Schaffen. Eintritt frei.
Freitag, 26. Januar, 16.30 Uhr: Canteuse par Mme
de Murali sur Pierre Maurice, compositeur, avec
illustrations de chant par Mme Balsiger-Sohm. Au
piano: Mme Lindt. Eintritt für Nichtmitglieder Fr.
2.30.

Handgeschriebene Manuskripte werden nicht
angenommen, solche ohne Rückporto
nicht zurückgesandt

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88,
Kriens-Luzern, Tel. (041) 334 10
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin:
Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grünwald

«Etwas Neues?» fragte der alte Patriarches. «Ich habe heute nacht so schwer geschlafen. Ich glaubte im Schlaf irgendeinen Lärm zu hören, aber ich erwachte nicht, und nun, da ich hierherging, hörte ich etwas auf dem Wege. Es seien einige sonderbare Leute gekommen, erzählt man, eine Frau sei gestorben, zwei Priester seien aneinandergeraten, was ist das eigentlich? Das Ende der Welt! Kannst du mir erzählen, worum es sich handelt, mein lieber Chatzis Nikolis?»

Der Lehrer hustete zufrieden, er beugte sich vor und begann mit leiser Stimme und vielen Gesten zu erzählen, froh, etwas Neues und Spannendes vorzutragen zu können. Er berichtete mit einer solchen Einfühlung, dass Herr Patriarches nur dassas, lauschte und staunte. Panagiotaros sah zu ihnen hinüber und drehte nervös an seinem Schnurrbart. Er riss die Augen auf und beobachtete ungeduldig die herabhängende Nase und den Mund des alten Herrn Patriarches. Er erwartete, ihn feuerrot im Gesicht aufbrausen, seinen Stock ergreifen und nach Hause eilen zu sehen.

Doch vergabens. Herr Patriarches Gesicht wurde keineswegs feuerrot. «Diese Elendsgestalt von einem Lehrer», murmelte Panagiotaros und rückte auf seinem Stuhl hin und her, als ob Nägel in seinem Stuhl wären, «dieser Wicht von einem Lehrer, er wartet es nicht, alles zu erzählen, um ihn nicht zu verärgern, aber ich werde es ihm erzählen, ich werde es tun.»

Er hob sich entschlossen und näherte sich dem Tisch, an dem die beiden Gemeindevältesten sassen. «Mit deiner Erlaubnis, Herr Patriarches», sagte er, «ich glaube, dass der gelehrte Herr da dir nicht alles gesagt hat. Er hat Angst.

Aber ich habe keine Angst, und ich werde es dir sagen, wenn wir zwei allein gelieben sind.» «Chatzis Nikolis!», sagte Herr Patriarches, «lass uns bitte einen Augenblick allein, damit wir sehen, was der Sattelmacher von mir will.»

Dann wandte er sich an Panagiotaros. «Nur wenige Worte», sagte er, «der Lehrer hat mir die Ohren völlig zugestopft.»

«Ich bin keine Schwatzmühle», antwortete Panagiotaros gekränkt. «Du kennst mich, also um es kurz zu machen, der Halleluja-Vers lautet folgendermassen: Manolios hat deinem Sohn des Kopf verdreht; sie nahmen Kostantis, den Gastwirt hier, und den Händler Giannakos mit und gingen in deinen Keller; dort füllten sie vier grosse Körbe und verteilten sie an die Choleraerseuchten, während du schliefst und schnarchtest. Nur das habe ich dir sagen wollen, und jetzt gehe ich meiner Wege.»

Herrn Patriarches schoss das Blut in den schweren Kopf, die Augen schwellen ihm wieder zu, und seine Stimme wurde heiser.

«Fahr zur Hölle!», schrie er, «und reize mich nicht die Galle so früh am Morgen.»

Er wart den Schlauch seiner Nargileh beiseite und blickte sich um, aber er bemerkte niemand, das Café drehte sich vor ihm. Dann erhob er sich, machte einige Schritte, noch einen, gelangte zur Tür, schritt hinaus und wanderte keuchend den Berg zu seinem Hause hinauf.

«Was, zum Teufel, hast du ihm ins Ohr geflüstert, dass er so ausser sich geraten ist, Panagiotaros?» sagten halb aus Scherz, halb aus Aerger einige Bauern zu dem Sattler. «Fürchtest du nicht Gott? Er ist ein alter Mann, bedenke das; er ist dick, ihn kann leicht der Schlag treffen.»

Aber Panagiotaros war schon über die Schwelle gestiegen und verschwunden.

Froh und einladend ertönte da Giannakos Trompete.

«He, ihr Burschen!», schrie Giannakos, als er mitten auf dem Markt wie ein Hahn auf dem Misthaufen stand, «jetzt beginnt meine Reise über Land und Reich. Ihr alle, die ihr irgendwelche Aufträge habt, kommt her! Ihr alle, die ihr irgendwelche Briefe zu schicken habt, bringt sie herbei! Ihr alle, die ihr Verwandte, Kinder, Freunde, Geschäfte in den Dörfern der Umgebung habt, kommt zu mir! Ich habe eine Menge Aufträge, ich reise über die grosse Landstrasse, und so Gott es will, komme ich am Sonntag mit der Antwort zurück.»

Einige Bauern erhoben sich und gingen zu Giannakos. Sie gaben ihm mit leiser Stimme ihre Aufträge, und auf den Esel gelehnt, schrieb Giannakos alles sorgfältig in seinem Gedächtnis auf.

Zuletzt näherte sich Kostantis und neigte sich an sein Ohr.

«Sei klug und geh jetzt nicht am Hause des alten Patriarches vorbei, sonst ist es dein Unglück. Der freche Judas da hat ihm etwas ins Ohr geflüstert, er floh wie von Sinnen in die Höhe und schwenkte den Stock, und jetzt ist er auf dem Weg nach Hause, um seinen Sohn zu verdressen.»

«Ist es wegen der Körbe?» fragte Giannakos leise.

«Ja natürlich, es wird uns übel ergehen, glaube ich.»

«Mir ist es schon so ergangen. Der Priester war ausser sich vor Wut und hat mich ordentlich heuer untergeputzt. Doch das schert mich den Teufel.

Lass sie toben, wir haben unsere Schuldigkeit getan.»

«Auch ich hab' mein Teil bekommen», seufzte Kostantis. «Deine Schwester ging heute früh auf mich los und hat mir die Augen auskratzen wollen. Du Gauner, du Schuft, du Schurke, schrie sie. Ich habe alles erfahren. Dieser heiligen Lumpenbande wegen, die unser Dorf überfallen hat, dieser Choleraerseuchten wegen ruiniert du uns. Wir hungern, deine Kinder gehen vor Entbehrungen ein, und du Schurke, du gehst hin und verschenkst Kaffee, Zucker und Seife.»

«Welcher Teufel hat ihr das heute früh ins Ohr geflüstert?» sagte Giannakos verwundert.

«Der rote Teufel da natürlich. Du erinnerst dich, er hat uns gestern abend die ganze Zeit nicht verlassen. Und dann ist er herumgelaufen und hat uns bei allen verklatscht, beim Priester, bei meiner Frau und zuletzt eben beim alten Patriarches. Er ist ausser sich vor Wut, dass sie ihn zum Judas und uns zu Aposteln gemacht haben.»



«Nur Geduld, Kostantis!», sagte Giannakos, der den armen Gastwirt wegen all der Leiden, die er von seiner Schwester zu erdulden hatte, bedauerte. «Nur Geduld, verschlies deine Ohren, am Sonntag bin ich zurück, und dann wollen wir weiter darüber reden. Lebe wohl!», Giannakos gab seinem Esel einen Stoss und verschwand am Hang.

«Du hast es gut!», flüsterte Kostantis, als er Giannakos verschwinden sah, «du hast es gut! Alles läuft für dich ab, wie du es willst. Du hast keine Kinder, deine Frau ist tot, du bist frei ...»

Giannakos klopfte seiner Eselin die glänzenden Seiten.

«Ja, Giousoufaki, wir passen gut zueinander, wir beide!», murmelte er. «Wir zwei sind wie Brüder. Haben wir uns je gezanekt? Niemals, Gott sei Dank! Denn wir beide sind anständige Menschen oder anständige Esel, das ist das gleiche, und wir tun keinen Unrecht ... Geh jetzt nach rechts hinüber, heute nehmen wir einen anderen Weg. Hast du nicht gehört, was Kostantis sagte? Nicht zum Hause des Herrn Patriarches, nimm deinen Kurs, auf den alten Ladas, der so entzückt von dir ist, dass es ihm im Munde zusammenläuft ... Dann sind wir fertig, wir werden das Dorf hinter uns lassen, alle diese verfluchten Gemeindevältesten und Priester loswerden und allein sein, wir beide.»

Er bog nach rechts ab und steuerte auf das Haus des alten Geizkragens zu.

Nur den armen Manolios würde ich gern treffen, bevor ich mich auf den Weg mache, dachte er. Ich würde gerne über Katarina mit ihm reden, dass er sich in acht nimmt und sich nicht besudelt. Er soll doch Christus sein, Vorsicht also vor Frauen!

Abgerissen gekleidet, barfuss und zufrieden sass der alte Ladas auf seinem Hofe auf der Steinbank neben der Tür. Frau Penelope, seine Alte, brachte ihm in einer angestossenen Schale den Morgenkaffee, der aus Kichererbsen und Korn zubereitet war, und stellte ihm mit einer Scheibe Roggenbrot und einer Schüssel Oliven auf die Bank. Der Alte ass und trank und redete mit seiner Alten, die stumm und gleichgültig auf einem Schemel vor ihm sass und Strümpfe strickte. Sie war eine gebrechliche, magere, kleine alte Frau, auch sie war abgerissen gekleidet und barfuss, und hatte eine riesige, herabhängende Nase. Sie sah wie ein zerrupftes Storchenweibchen aus, das seine Federn eingebüsst hatte.

In den ersten Jahren, als sie noch jung waren, widersprach sie noch ihrem Mann und zankte mit ihm, sie war hübsch und liebte den Luxus, sie kam aus einer guten Familie. Allmählich aber wurde sie gleichgültig und müde, ihr Körper welkte, gegen ihre Gewohnheit ging sie ohne Widerstand und Klage einher und begann zu schweigen. Sie hörte ihm zu, sie wurde manchmal böse und lehnte sich in ihrem Innern auf, aber sie schwegte. Von dem Tage an jedoch, an dem ihre einzige Tochter starb, hörte sie weder dem zu, was der Alte erzählte, noch leistete sie irgendwelchen Widerstand. Sie war wie eine Tote, sie ging umher, ass und schlief und wachte wieder auf, aber sie lebte nicht mehr. Und sie trug des Todes ewige Seligkeit, Selbstlosigkeit und Würde.

Der alte Ladas schlürfte seine Gerstensuppe in sich hinein, er blickte auf die Alte, die still und gleichgültig ihre Strümpfe strickte, und erzählte ihr von einem grossen Plan, den er während der Nacht ausgeheckt hatte, als er nicht schlafen konnte, und der seine Kisten mit Ohrgehängen, Halsbändern, Ringen und Goldkonstantinen füllen sollte.

«Ich habe alles genau überlegt, Penelope, bis in die kleinste Einzelheit, aber ich weiss keinen, dem ich mein Geheimnis anvertrauen könnte, denn es ist eine grosse Arbeit und erfordert zwei Personen. Die Welt ist voller Falschheit und Lüge, alle Menschen sind unersättlich und gierig und wollen nur einander fressen. Wenn soll ich mein Geheimnis anvertrauen? Chatzis Nikolis ist ein Schwätzer, er will den Ehrenhaften spielen, der Aermste ist Lehrer, was kann er tun? Und wenn man an seinen Bruder denkt, den Priester Grigoris, der ist ein reissender Wolf, begabt und voller Kniffe, aber er will alles in die eigene Tasche stecken, das geht nicht, denn ich will alles selbst in der Hand behalten. Du schüttest den Kopf, Penelope, willst du, dass wir vor dem alten Patriarches reden? Nein, zur Hölle mit ihm. Das ist ein Bock, kein Mensch, er ist zu reich, aus zu guter Familie, er hat nie etwas getan, er weiss nicht, was Schweiss und Arbeit bedeutet. Ich habe erzählen hören, dass es eine Art dicker Amseln geben soll, Königsameisen nennt man sie wohl, die Tag und Nacht liegen und schlafen und eines Heerschers von Sklavenameisen haben, die sie bedienen und ihnen zu essen geben, und wenn sie nicht bedient werden, sterben sie vor Hunger ... Ge-

Armänder, Ringe, Goldkonstantinen ... Begreifst du, Giannakos?»

«Nicht so ganz, ich bin etwas schwer von Verstand, aber fahre fort.»

«Es ist eine Gott wohlgefällige Tat, sage ich dir, Giannakos. Heute nacht sah ich Feuer auf dem Berge Sarakina, sicher sind sie dort in die Grotten eingezogen; nimm also deinen Esel und begib dich geradenwegs zum Berg. Blase deine Trompete, versammle sie alle, Männer und Frauen, und dich und sprich zu ihnen: 'Ihr sterbt vor Hunger, Brüder, findet ihr nicht, dass es ein Jammer ist um eure Kinder?' Die ganze Nacht habe ich nicht schlafen können, weil ich an euch gedacht habe, wie ich euch helfen könnte, Brüder, wie ihr gerettet werden könntet. Da gab mir Gott einen Rat und sagte, dass ihr die Goldsachen hervorholen sollt, die euch mitzunehmen gelang, und dass ich einen Tausch mit euch machen soll. Ich soll geben, was die Menschen zum Leben brauchen, Korn, Öl und Wein, und ihr sollt geben, was der Mensch nicht notwendig braucht, einen Schmuck, den ihr vielleicht habt ... Versteht du jetzt, du Dickhäuter!?'

«Ja, ich fange an ... Ich fange an zu begreifen ...» antwortete Giannakos stotternd. Aber er konnte sich nicht klar darüber werden, ob Gott oder der Teufel dem alten Ladas diesen Plan ins Ohr geflüstert hatte.

«Du bist Gottes Auserwählter, sage ich dir. Aber nicht den leinsten Muck zu irgendeinem. Niemand darf es wittern oder ahnen. Auch du, armer Giannakos, sollst Gottes Antlitz sehen ... Ich finde, es ist eine Schande, dass du Sommer und Winter auf den Strassen umherstreifst und deine Jugend vergeuden sollst ... Wie alt bist du?»

«Fünfzig Jahre!», sagte Giannakos und zog nur zehn Jahre ab.

«Na also, noch in der Blüte deines Alters, siehst du, wirf dein Leben nicht weg, Giannakos. Du sollst dir ein schönes Haus bauen, du sollst dich verheiraten, mit wem du im Dorfe nur willst — ich glaube, das Priestermädchen hat ein Auge für dich — und du sollst dir Kinder schaffen, auch du ... Du wirst dann auch deinen Freunden helfen, dem Dorfe helfen, und wenn du kommst, wird man sich erheben und dich mit Verbeugungen und Bücklingen begrüssen ... Ein neues Leben, Giannakos, ein Herrenleben, kein Lumpendasein mehr. Wie viele Jahre leben wir denn in der Welt, wir wollen wie Menschen leben ... Nun, ich will dein Bestes, wenn uns nur niemand zuvorkommt. Ich fürchte den Priester!»

«Ich fürchte Gott!», sagte Giannakos, der noch unentschieden war, «ich fürchte Gott, alter Ladas. Ist es recht, seine verfolgten Brüder zu rufen?»

«Wir wollen sie nicht rufen, du Spatzenhirn, wir wollen sie mit dem Notwendigen versehen und vor dem Tode retten. Sieh zu, dass die Armen zu essen bekommen und leben, es sind unsere Brüder. Auch ich besitze ein Herz, und sie tun mir leid. Wir tauschen, wir stehlen ihnen nichts ... Man muss ja auch an sein eigenes Bestes denken. Wir machen Geschäfte, wir sind klug, der Gewinn ist herrlich ... Komm und nimm eine Scheibe Brot, hier sind Oliven, iss. Wir wollen Teilhaber sein und müssen alles teilen. Ich habe noch etwas Kaffee, nimm und trink!»

«Ich bin nicht hungrig», erwiderte Giannakos. «Es geht mir im Kopfe herum, ich muss mich auf die Bank setzen, um zu verdauen, was du da sagst. Du öffnest neue Wege für mich, alter Ladas. Lass mich meine Gedanken sammeln, die Sache überlegen und meinen Entschluss fassen.»

«Das Schlimmste ist, dass wir nicht viel Zeit haben. Die Sache eilt. Warum willst du sitzen und grübeln? Geh nach Sarakina, wir dürfen keine Zeit verlieren, ich habe Angst vor dem Priester, dem Priester, sage ich, dem gierigen Wolf!»

Giannakos setzte sich auf die Bank, er fasste sich mit beiden Händen an den Kopf, stützte die Ellenbogen auf die Knie und sagte lange Zeit kein Wort. Es brodelte in seinem Hirn wie in einem Kessel, und es klopfte in seinen Schläfen. Ihm war, als ob sein Kopf in den Nähten des Zusammenhalts verlore. Da kamen Ohrgehänge von einer Unmasse Ohren, Halsbänder von einer Menge Hülsen, Ringe von Fingern, Goldkonstantinen aus zusammengeschnittenen Geldbeuteln ... Sie kamen herbei und häuften sich in einer grossen Kiste, die in seinem Keller stand, und die mit den alten Kleidern seiner seligen Frau gefüllt war ... Gleichzeitig wuchs aus dem Boden ein gewaltiges Haus empor, es war kein Haus, es war ein Palast mit Gärten, offenen Plätzen, Balkonen, weichen Betten und einer schönen Frau, die sich das Haar kämte. Und ein grosses Tor ging auf, es war Sonntagmorgen, die Sonne schien, die Glocke läutete zur Messe, und Giannakos sah sich selbst wie die alten Gemeindevorteiler mit der Pelzmütze, dem grossen Stock und den langen Tuchosen feierlichen Schrittes zur Kirche gehen, und alle Bauern erhoben sich, wenn er vorüberging, und grüsst ihn mit tiefen Verbeugungen ... Dann wieder sah er sich auf seinem Hof sitzen und Kostantis ergebungsvoll vor ihm stehen; und er sah sich einen Beutel mit Goldpfunden vom Gürtel nehmen ... Komm, lieber Kostantis, hier ist Geld, schleck dir die Lippen ... Mit meiner Schwester, der Hexe, hast du viel Aerger gehabt. Nichts für unglück! Komm her, Manolios, dir habe ich eine Schaffeder gekauft, sie ist dein, höre auf, als Knecht für den alten viehischen Patriarches zu arbeiten ... Giannakos' Gedanken führen eine Weile wild umher. Er sah die Dorfkirche und auf dem Glockenturm eine gewaltige Uhr von der gleichen Art, wie er sie in Smyrna gesehen hatte, und er las, was dort mit grossen Goldbuchstaben rund um die Uhr geschrieben stand: Geschenk des grossen Wohlthäters des Dorfes, des Herrn Giannakos Papadopoulos! Seine Gedanken jagten weiter, die Uhr war verschwunden, jetzt leuchtete vor ihm ein weicher Saumsattel auf mit Sammelstiz und goldenen Körben zu beiden Seiten. Er nahm ihn in seine Arme und ging mit ihm in den Stall. «Giousoufaki!», sagte er, «hier ist der neue Sattel, den ich für dich bestellt habe. Sieh, einen solchen Sattel hat nicht einmal ein König. Jetzt sind unsere Strapazen zu Ende. Du sollst zu essen und trinken bekommen, Giousoufaki, und jeden Sonntag nach der Messe mit deinem neuen Sattel auf dem Markt spazieren gehen, und alle werden dir ergebungsvoll Platz machen und dich wie einen Menschen grüssen.»

Alle Tage Dessert — und Dessert-Tag ist DAWA -Tag! Dr. A. Wander AG Bern

Ueberentzückt rieb er seine knochigen Hände. Nun war die Eselin vor der Pforte stehengeblieben. Der alte Ladas elte hinaus, um zu öffnen. «Guten Tag, Giannakos, hief er, «guten Tag, Gott hat dich mir gesandt, bringe deinen Esel an den Ring und komm herein. Ich habe dir etwas zu sagen.»

Was, zum Teufel, kann der alte Fuchs von mir wollen? dachte Giannakos. Halte die Augen offen, armer Giannakos!

Er band seine Eselin an den Ring und trat ein.

«Schliess die Pforte gut, verriegele sie, dass man uns nicht hört ... Ich habe dir ein grosses Geheimnis anzuvertrauen. Setz dich. Du bist ein Glückskind, Giannakos, du sollst reich werden wie ich, so reich, dass du keinen Finger mehr zu rühren brauchst, nicht mehr wie ein Bettler in den Dörfern umherzugehen und Garnrollen zu verkaufen brauchst ... Gold, Giannakos, Gold, ich werde dich mit Gold überhäufen.»

Giannakos staunte.

«Lass mich nicht krepieren, alter Ladas, mach keine Scherze. Was für Gold?»

«Sperr die Ohren auf und hör zu. Die Choleraerseuchten da, die durch unser Dorf gezogen sind, sind einmal wohlhabende Bauern gewesen. Die Türken haben sie verjagt, und nun haben sie nichts zu essen. Doch höre: Als sie flohen, haben sie gewiss zu sich gesteckt, was sie Goldsachen besaßen, Ohrgehänge, Alte Münze mit Kaiser Konstantins Bildnis.

(Fortsetzung folgt)

